





Digitized by the Internet Archive
in 2024

ROBERT PILCHOWSKI/GELIEBTE CORINNA

ROBERT PILCHOWSKI

Geliebte Corinna

BÜCHER FÜR ALLE

Die Bibliothek moderner Romane

HEIDELBERG / MARBACH a. N.

(Palladium Verlag, Heidelberg)
Copyright by Carl Schünemann Verlag, Bremen
(Diese Ausgabe darf nur an die Mitglieder der BfA-Union abgegeben werden)
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg, München
(3. Jahrgang, Band 8)

Mein Leben begann, als ich Peter Mansfield zum erstenmal in die Augen blickte. Damals war ich neunzehn Jahre alt. Unser Glück dauerte genau vierundzwanzig Stunden.

Über der Zeit, die dann folgte, liegt, wenn ich heute an sie zurückdenke, der Schleier des Unwirklichen. Die Erlebnisse drangen nicht zu mir durch. Ich überließ mich Menschen und Dingen wie ein Vogel, dem man die Flügel gebrochen hat. Bis eines Tages aus dem Munde eines Fremden das Stichwort fiel, bei dem ich jäh aufschrak und sah, wie trostlos mein Leben geworden war. Erst da vollzog sich in mir die entscheidende Wandlung; ich erkannte, daß alles, was in mir schlummerte, erst erwachen würde, wenn ich es jenem Manne in die Hände legte, der mich damals in Paris zutiefst glücklich gemacht hatte.

Damals in Paris . . . Es war einer jener sommerwarmen Frühlingssonntage, an denen die Pariser in dichten Scharen aus den dunklen Mauern ihrer Straßen in die freie Umgebung ziehen, wobei ihnen jedes Gefährt, mag es noch so veraltet sein, gerade recht ist. Dann spannt der Gemüsehändler seinen unternehmungslustig aufwiehernden Klepper vor den Obstkarren, auf dem seine umfang-

reiche Gattin und die vier sauber gewaschenen Gören bereits ungeduldig Platz genommen haben, und der Maurermeister aus Malakoff setzt sich genau so stolz hinter das Steuer seines alten Citroëns wie der reiche Fabrikant aus Saint Cloud hinter das seines funkelnden Cadillacs. An solchen Tagen ist die Bevölkerung der Millionenstadt eine einzige große Familie, die sich vorgenommen hat, ihre kleinen Zwistigkeiten und Streitereien zu vergessen. So weit geht dann der gute Wille zur gegenseitigen Verständigung, daß der klassenbewußte Arbeiter und der millionenschwere Großkapitalist sich bei einer Begegnung völlig darüber einig sind, daß Paris einen Tag wie diesen schon lange nicht mehr erlebt hat.

Wer dann in der Stadt bleibt, ist krank und gebrechlich, oder er leidet an einem Kummer. Da nichts davon auf mich zutraf, hatte auch ich beschlossen, Paris den Rücken zu kehren.

Schon am Vortage hatten meine Verehrer aus der Malschule mich bestürmt, mit ihnen hinauszufahren. Henry wollte eine Radtour machen, Paul schlug mir eine Segelpartie auf der Seine vor, und Marcel, der Beau und Kapitalist, versuchte, mich mit einer Einladung auf das Gut seines Onkels zu ködern. Standhaft hatte ich allen Lockungen widerstanden. Ich wollte allein bleiben und irgendwo draußen malen. Bis mich dann unten auf der Straße Gaston abfing.

Rot bis über beide Ohren und verlegen stot-

ternd redete er mich an und begann wie immer, sich selbst zu erniedrigen. Er wußte genau, daß er ein langweiliger Bursche wäre und daß niemand ihn ausstehen könnte. Aber das schöne Wetter und die Tatsache, daß ich der einzige Mensch wäre, der ihn nett behandelte, gäben ihm den Mut, mich zu einem Ausflug einzuladen. Er würde sich ganz nach meinen Wünschen richten und mit mir fahren, wohin ich wollte.

Mir fiel ein, daß er Besitzer eines alten, hochbeinigen Fords war, der, wenn man ihn erst einmal in Gang gebracht hatte, brav und unverdrossen seine Pflicht tat, und weil er mir leid tat, verabredete ich mich mit ihm für den kommenden Morgen. Über das Ziel machte ich mir keine Gedanken. Mit einem Auto waren wir frei wie die Vögel.

Versuche ich heute, mir das Gesicht Gaston Verviers vorzustellen, so sehe ich nur noch seine dunklen, brennenden Augen vor mir, die überall, wo er auftauchte, Unbehagen verbreiteten. Es waren die Augen eines Fanatikers. Dabei wußte niemand, von welchem Fanatismus dieser zwanzigjährige Bursche, der nur sprach, wenn man eine direkte Frage an ihn richtete, besessen war. Die Malerei war es jedenfalls nicht, denn seine Arbeiten zeigten jene Durchschnittlichkeit, die sich von Regeln und Vorlagen nicht zu lösen vermag. Still und verdrossen stand er wie ein alter Mann am Rande unserer unbekümmerten Ausgelassen-

heit. Wahrscheinlich hätte auch ich ihn nie beachtet, wenn er mir nicht eines Tages, als ich ihm zufällig im Park Monceau begegnete, sein Herz ausgeschüttet hätte. Seine Verlassenheit, der Ekel vor sich selbst und seine verhängnisvolle Veranlagung, über Menschen und Dinge so lange nachzudenken, bis nichts mehr von ihnen übrigblieb, das alles breitete er in seiner seltsam abgehackten Sprechweise vor mir aus. Als ich ihn trösten wollte, begann er zu weinen. Ich atmete auf, als er sich von mir verabschiedete, brachte es aber fortan nicht mehr übers Herz, ihn wie meine Kameraden zu meiden oder gar zu kränken; da er mir leid tat, nahm ich ihn bei jeder Gelegenheit meinen Freunden gegenüber in Schutz. Nur so war es begreiflich, daß er den Mut gefunden hatte, mich zu dem Sonntagsausflug einzuladen.

Eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit hörte ich unten auf der Straße ein ohrenbetäubendes Knattern. Es war Gastons Ford, der sich wie eine wildgewordene Kanone benahm. Da ich fürchtete, mir den Unwillen der andern Mieter zuzuziehen, lief ich schnell hinunter und holte Gaston zu mir hinauf in das Atelier. Während ich in der kleinen Küche unser Picknick einpackte, hörte ich ihn nebenan mehrmals tief seufzen. Als ich später vorm Spiegel stand und meine Haare ordnete, begegnete ich seinen Augen. Ich erschrak vor dem gierigen Blick, mit dem sie mich umfaßt

hielten, und ich fragte mich, ob es nicht klüger wäre, mich mit Unwohlsein zu entschuldigen und den Ausflug aufzugeben. Aber schon schob sich wieder die Maske dunkler Verdrossenheit über seine Züge. Als wir abfuhr, hatte ich den Vorfall bereits vergessen.

Es dauerte länger als eine Stunde, bis wir den dichten Strom der Fußgänger, Radfahrer, Pferdewagen und Autos, der sich träge wie ein Heerwurm auf der Straße nach Versailles dahinbewegte, entronnen waren und Gaston zum erstenmal Gas geben konnte. Noch hatte er kein einziges Wort gesprochen. Ich begann zu plaudern und machte ihn lachend auf einige besonders originelle Ausflügler aufmerksam. Ohne die Miene zu verziehen, starrte er geradeaus. „Ja“ und „nein“, das war alles, was ich ihm entlocken konnte.

Darauf erzählte ich ihm eine lustige Geschichte, die ich mit Marcel bei einem Straßenzirkus erlebt hatte. Unwillkürlich studierte ich dabei sein Gesicht im Rückspiegel des Wagens. Wieder war es mir, als lauerte hinter seiner hölzernen Starre eine Gefahr, der ich mich nicht gewachsen fühlte. Unsere Augen begegneten sich; er versuchte ein Lächeln, das wie bei einem Clown in einer kläglichen Grimasse steckenblieb und die Zerrissenheit seines Gemüts deutlich widerspiegelte. „Sei vorsichtig!“ sagte ich mir und zog den Arm, den ich vorher gedankenlos um die Lehne seines Sitzes

gelegt hatte, zurück. Während er mit der Verbissenheit eines Rennfahrers auf das weiße Band der Straße starrte und Kilometer auf Kilometer zurücklegte, bereute ich mein Mitleid, dem ich meinen unerfreulichen Begleiter verdankte.

Rambouillet — Epernon — Maintenon. Dicht vor Gallardon begann der Ford aus seinen sämtlichen Öffnungen zu dampfen und zu schießen. Schon befürchtete ich, daß wir in die Luft fliegen würden, als er nach einer lauten Explosion stehenblieb. Wir stiegen aus. Da mir klar war, daß es sich hier nicht um eine Laune, sondern um eine ernstliche Erkrankung unseres Vehikels handelte, nahm ich meinen Zeichenblock und begab mich auf die Suche nach einem lohnenden Motiv. Ich fand es am Rande eines Wäldchens. Eine alte, zerfallene Mühle, hinter der das flirrende Silber einiger Birken stand. Ich ging zurück zu Gaston, der, mit einem Schraubenschlüssel bewaffnet, in den Gedärmen des Motors herumwühlte, beschrieb ihm die Stelle, wo er mich finden würde, und ließ mich, sobald ich mein erkorenes Fleckchen wieder erreicht hatte, berauscht von der Stille, dem Sonnenglanz und seiner Harmonie, ins Gras sinken. Insgeheim hoffte ich, daß Gaston den Schaden nicht vor dem Abend beheben möge.

Als ich erwachte, blickte ich in seine gierig funkelnden Augen. Er beugte sich über mich, und sein heißer Atem berührte mein Gesicht. Trotz meines Schreckens lächelte ich ihn an. Dann gähnte

ich herzhaft und richtete mich auf. Ich benahm mich, als ob ich mir der drohenden Gefahr, die wie ein böses Tier in seinen Augen lauerte, nicht bewußt wäre. Er war zurückgewichen, aber erst als ich ihn fragte, ob er den Wagen repariert habe, kehrte der gewohnte Ausdruck in sein Gesicht zurück. Er murmelte etwas von einer zerbrochenen Kurbelwelle, und daß er bereits telefoniert habe, um den Wagen abschleppen zu lassen.

„Und wie kommen wir wieder nach Paris zurück?“ fragte ich unbefangen.

Er schien mich nicht gehört zu haben. Zwischen seinen ölverschmierten Fingern hielt er einen schmutzigen Lappen, an dem er zerrte, als wollte er ihn in Stücke reißen. Mir lag daran, daß er sich beruhigte. Also griff ich nach meinem Skizzenblock und begann zu zeichnen. Die Augen auf dem Papier, spürte ich seinen verzehrenden Blick. Dann begann er zu sprechen. Seine Stimme klang wie das heisere Bellen eines Hundes:

„Ich liebe dich, Corinna. Ich kann ohne dich nicht mehr leben. Tag und Nacht denke ich an dich, immer sehe ich dich vor mir. Dieses Gefühl ist wie eine Krankheit, wie ein feuriges Fieber, das mir im Blut sitzt und mich verbrennt. Nur du kannst mir helfen.“

Ich hatte den Skizzenblock zur Seite gelegt und sah ihn betroffen an. Mit gesenktem Kopf stierte er auf den Lappen und seine Hände, die einen

verzweifelten Kampf miteinander auszufechten schienen. Beruhigend legte ich ihm meine Hand auf den Arm. Er zuckte zusammen, griff nach ihr und bedeckte sie mit gierigen Küssen. Am tiefsten erschreckte mich dabei sein leises Wimmern. Er kam mir vor wie ein Hund, der aller Liebkosungen entwöhnt, nach langer Zeit wieder eine Menschenhand spürt, sich ihr winselnd entgegendrängt und sie geifernd belockt. Vergebens versuchte ich mich zu befreien. Immer fester wurde sein Griff, höher und höher glitt sein ekelhafter Mund meinen Arm hinauf. Bis es mir schließlich gelang, mich loszureißen. Gleichzeitig sprang ich auf und lief fort. Ich hatte nur den einen Gedanken, die Straße zu erreichen, einen Wagen anzuhalten und nach Paris zurückzukehren.

Aber kaum hatte ich mich einige Schritte entfernt, als ich unter dem würgenden Griff seines Armes rücklings zu Boden stürzte. Ich schlug um mich und versuchte mit aller Kraft, mich aus der Umklammerung zu befreien. Hätte ich in diesem Augenblick eine Waffe bei mir gehabt, ich hätte Gaston getötet. So aber blieb mir nichts anderes übrig als zu schreien. Aber schon preßte er seine ölverschmierte Hand wie eine eiserne Klammer über meinen Mund, und als ich zubiß, begann er, mich zu würgen. Mir schwanden die Sinne. Nein, nein, nein! — Das war alles, was ich noch denken konnte.

Dann fühlte ich, wie eine zweite Kraft an mir

rüttelte, wie sich der Griff um meinen Hals lockerte, und gleich darauf konnte ich wieder atmen. Irgendwo war eine harte Männerstimme, ich hörte den Aufschrei Gastons, und als ich mich aufrichtete, sah ich vor mir einen Mann stehen, der mir den Rücken zukehrte. Es war Peter Mansfield.

Trotz meiner neunzehn Jahre war ich kein Kind mehr. Dazu war mein Leben zu schwer gewesen. Der frühe Tod meiner Eltern — beide waren bei einem Autounfall ums Leben gekommen — hatte mich schon als Siebenjährige der lieblosen Strenge eines Vormunds ausgeliefert, der sich nur darum kümmerte, daß ich jene Erziehung genoß, die er für standesgemäß hielt. Lachen und Fröhlichkeit waren in seinem großen, dunklen Hause, das auf der Insel St. Louis am Quai d'Orleans lag, verpönt. Wenn nicht Yvette, die alte, gemütliche Köchin, sich meiner angenommen hätte, so wäre ich dem griesgrämigen Bruder meines toten Papas wohl schon als Schulmädchen davongelaufen.

Welche Kämpfe hatte es gekostet, bis Onkel Jacques einwilligte, daß ich die Malschule besuchen durfte! Als ich ihn dann am Tage meines neunzehnten Geburtstages verließ und mir das Atelier mietete, hätte er mich am liebsten von der Polizei verhaften lassen. Denn für ihn war ein selbständiges junges Mädchen dasselbe wie eine Straßendirne. Trafen wir uns, so ließ er keine

Gelegenheit vorübergehen, mir meinen schandbaren Lebenswandel vorzuwerfen.

Dabei war ich im Grunde meines Herzens völlig unverdorben. Die Liebeserklärungen, mit denen die jungen Leute der Malschule mich verfolgten, bedeuteten mir genau so wenig wie die Komplimente und Anträge älterer Männer. Ich wußte, daß ich schön war. Schon auf der Schule hatten die Lehrer mir Unarten, die sie bei anderen Kindern bestraften, nachgesehen — eine Bevorzugung, die mir eher lästig als angenehm war. Wenn später die Männer mich in Restaurants oder auf der Straße ansprachen, wünschte ich mir oft ein weniger hübsches Gesicht. Ich wollte eine berühmte Malerin werden. Nicht vor mir, vor meinen Bildern sollten Leute stehenbleiben. Ein Lob aus dem Munde meines alten Lehrers bedeutete mir mehr als alle Liebeserklärungen der Welt.

Um so seltsamer war das Gefühl, das mich beim Anblick dieses mir völlig fremden Mannes befiel. Ich hockte auf der Erde, sah nur einen breiten Rücken und ahnte dennoch schon das Gesicht, die gewölbte, ausdrucksvolle Stirn und den schönen männlichen Mund, der sich so bitter nach unten ziehen konnte, daß man darüber das spöttische Lächeln der grauen Augen vergaß.

Ja, selbst seine Stimme schien mir vertraut, als er dann auf mich zutrat und mich besorgt fragte, ob er mir helfen könnte. Wahrscheinlich habe ich ihn derartig selbstvergessen angestarrt, daß er es

mit der Angst zu tun bekam. Jedenfalls beugte er sich gleich darauf zu mir hinunter und bat mich, um Himmels willen zu reden.

Erst jetzt bemerkte ich, daß mein Kleid sich verschoben hatte und daß es von dem Kampf mit Gaston am Halsausschnitt eingerissen war. Während ich den Rock herunterzog, stotterte ich verlegen:

„Nein, nein, mir ist gar nichts passiert. Es geht mir gut.“

Ich wußte immer noch nicht, in welchen Zusammenhang ich den Fremden mit meiner Errettung bringen sollte. Denn erst als er zur Seite trat, sah ich Gaston. Er lag, wenige Meter von uns entfernt, zusammengekrümmt auf der Erde. Jetzt, nachdem alles vorüber war, tat er mir leid. Ich zweifelte nicht, daß er in einer Art geistiger Umnachtung gehandelt hatte.

„Haben Sie ihm sehr weh getan?“ fragte ich.

„Ich glaube nicht“, erwiderte er spöttisch lächelnd. Dann ging er hinüber und rüttelte Gaston an der Schulter.

„Stehen Sie sofort auf und gehen Sie, bevor ich Sie der Polizei übergebe.“

Ich sah, wie Gaston schwerfällig aufstand, zwei Schritte zurücktrat und schwankend stehenblieb. Sein Gesicht war blutig. Mit der linken Hand hielt er sich das Kinn. Er schien nichts zu sehen. Er stand da wie ein Blinder, der, vom Wege abgewichen, nicht weiß, wohin er sich wenden soll.

„Gehen Sie jetzt endlich!“

Das war ein Befehl. Gaston gehorchte ihm sofort. Steif und unbeholfen marschierte er wie ein hölzerner Soldat den Weg hinunter, der zur Autostraße führte. Ich blickte ihm nach und konnte mich eines Grauens nicht erwehren. Die ganze Szene hatte etwas Unwirkliches. Sobald Gaston zwischen den Bäumen verschwunden war, setzte der Fremde sich neben mich.

„Wer war dieser Bursche? Kannten Sie ihn?“

„Ein Kollege aus meiner Malschule“, erwiderte ich. „Er verlor den Verstand und wollte mich küssen.“

Gleichzeitig spürte ich, wie ich rot wurde, und ich machte mir an dem Halsausschnitt meines Kleides zu schaffen.

„Komischer Kuß“, bemerkte er trocken. „Ich hatte den Eindruck, daß er Sie erwürgen wollte.“

Erst jetzt wurde mir bewußt, was ich meinem Nachbarn verdankte. Doch ließ er mich gar nicht erst zu Worte kommen:

„Sie sollten Ihr Gesicht sehen. Der Bart steht Ihnen ausgezeichnet.“ Natürlich wurde ich sofort wieder rot. Ich kramte in meiner Handtasche und stellte ärgerlich fest, daß ich mein Taschentuch verloren hatte.

„Es ist Öl“, sagte ich verwirrt und begann mit der Hand in meinem Gesicht herumzuwischen.

Er grinste. „Sehr richtig. Bestes amerikanisches Schmieröl, wenn ich mich nicht irre. Aber Sie

brauchen sich nicht zu beunruhigen. Es kann Ihrer Schönheit nichts anhaben.“ Er zog ein sauberes Taschentuch hervor und reichte es mir. Ich zögerte. „Die Flecken gehen nicht wieder heraus.“

„Macht nichts. Ich gebrauche Taschentücher zu allem, nur nicht zum Naseputzen. In Ostasien hat das Taschentuch das Ansehen der Europäer untergraben. Dort pflückt man sich ein Blatt vom Baum, eine Methode, die auch ich mir zu eigen gemacht habe. Mit dem Taschentuch putze ich meine Schuhe und die Gesichter junger Damen.“

Ich war beruhigt und begann mein Gesicht zu bearbeiten, erreichte aber, nach seiner Miene zu urteilen, nur die gegenteilige Wirkung.

„Jetzt sehen Sie aus wie der letzte deutsche Kaiser, ein Mann, den ich nicht ausstehen kann. Nehmen Sie doch Spucke!“

Ich folgte seinem Rat, rubbelte und wischte, bis er mir das Taschentuch aus der Hand nahm, seine linke Hand auf meinen Kopf legte und die Spuren meines Kampfes mit Gaston auslöschte. Dann setzte er sich zurück, sah mich prüfend an und stellte fest, daß mein Gesicht jetzt so sauber wäre, daß es sich glänzend als Reklame für eine chemische Wäscherei eigne. Ich lachte.

„Und für Odol!“

Ich schloß meinen Mund.

„Gebrauchen Sie Carons Lippenstift, und Ihre Lippen gleichen Rosenblättern.“

„Mein Rouge ist jetzt in Ihrem Taschentuch.“

„Ich weiß, Rouge und Schmieröl, typische Erinnerungen an Frankreich.“ Sein Blick fiel auf meinen Zeichenblock.

„Sind Sie Malerin?“

„Noch nicht“, erwiderte ich, „aber ich möchte gerne eine Malerin werden.“

„Von Malerei verstehe ich nicht viel. Schon gar nicht von der modernen Malerei. Sie malen doch modern?“

„Manchmal versuche ich auszudrücken, was ich empfinde. Wahrscheinlich würden Sie diese Bilder modern nennen.“

„Ich würde viel darum geben, ein solches Bild zu sehen.“

Ich lachte: „Meine modernen Bilder liegen alle in dem Safe einer Bank.“

„Und das da?“ Er zeigte auf den Skizzenblock neben mir.

„Ist nur ein Anfang. Ich wollte die Mühle abzeichnen.“

„Ausgezeichnet“, sagte er und ließ sich ins Gras zurückfallen. „Lassen Sie sich durch mich nicht stören. Zeichnen Sie nach Herzenslust weiter. Ich werde warten, bis Sie fertig sind.“

„Und dann?“ fragte ich.

„Dann werde ich mir erlauben, Sie zum Essen einzuladen.“

Verwirrt suchte ich meinen Zeichenstift und begann zu arbeiten. Aber schon nach wenigen Minuten gab ich es auf. Ich konnte mich nicht konzen-

trieren, nicht in seiner Nähe. Vorsichtig schielte ich zur Seite und suchte sein Gesicht. Seine Augen waren geschlossen. Er kaute an einem Grashalm. Sein dunkles Haar war an den Schläfen leicht angegraut. Er trug einen salopp geschnittenen Sportanzug, dessen Material und Machart einen englischen Schneider verrieten. Dennoch war ich überzeugt, daß mein Nachbar kein Engländer war. Dazu sprach er zu gut französisch. Außerdem hatte ich im Hause meines Onkels verschiedene Engländer getroffen, die alle ganz anders waren als dieser Mann. Sein Gesicht lebte und sprach, selbst wenn sein Mund schwieg. Es war voller Ausdruck, und plötzlich überfiel mich das Verlangen, es in einer Skizze festzuhalten. Ich drehte mich um, schob den Block vor mich hin und begann zu zeichnen.

Schon nach den ersten Strichen öffnete er die Augen.

„Satter Mann, faul im Grase liegend. Eine Skizze der berühmten französischen Malerin . . . ?“

„Corinna Dubois“, antwortete ich, ohne meine Arbeit zu unterbrechen.

„Corinna Dubois“, wiederholte er leise. „Ein schöner Name. Fast so schön wie die Namen in Malaja. Finden Sie nicht auch, daß Namen etwas Schicksalhaftes haben? Würde man eine Italienerin Sigrid oder Harriet taufen, so könnte sie sich der Ausstrahlung, die diesem Namen anhaftet, nicht entziehen, selbst wenn sie eine dunkel-

häutige Sizilianerin wäre. Das helle Blond, das in diesen Namen aufklingt, würde sich wie ein lichter Schleier um ihre schwarzen Haare legen.“

„Und welches Schicksal, welche Farbe klingen in meinem Namen auf?“

„Corinna ist dunkel wie ein Lied in Moll, voller Schwermut und Sehnsucht. Corinna ist wie ein schönes Bild. Dennoch glaube ich nicht, daß Sie eine große Malerin werden. Sie sind viel zu schön, als daß es Ihnen auf die Dauer gelingen wird, sich mit Leib und Seele der Malerei zu verschreiben.“

Da hörte ich es wieder, was mich sonst so aufbrachte. Seltsam, aber aus seinem Munde kränkte es mich nicht. Im Gegenteil, ich empfand es als Kompliment.

„Und wer sollte mich daran hindern?“

„Ich, zum Beispiel. Denn wenn Sie mit meinem Porträt nicht in zehn Minuten fertig sind, werde ich Sie gewaltsam zum Essen entführen. Ich habe Hunger wie ein Wolf.“ Er steckte sich einen neuen Grashalm in den Mund. „Wie alt sind Sie eigentlich?“

Die Aufdringlichkeit dieser Frage ärgerte mich, und ich schwieg.

„Dreiundzwanzig, höchstens vierundzwanzig.“

Ich fuhr empor. „Frage ich Sie, wie alt Sie sind, welche Nationalität Sie haben und wo Sie wohnen?“

Er drehte den Kopf und sah mich an. Erst jetzt

bemerkte ich, daß er ein zweites Gesicht hatte, ein Gesicht, das einen völlig anderen Ausdruck trug, als das auf meinem Skizzenblock. Schmerz und Entsagung hatten zwei tiefe Falten in die Mundwinkel gegraben, hinter dem spöttischen Lächeln in seinen Augen verbarg sich Verachtung. So schlug ich das Blatt um und begann meine Arbeit von neuem. Sein Lächeln, das sich, bevor er sprach, wie eine Maske über sein Gesicht schob, konnte mich nicht mehr täuschen. Die Zeichnung, die jetzt entstand, zeigte ihn so, wie er war.

„Mademoiselle haben recht mit Ihrem Vorwurf. Ich benehme mich tatsächlich wie ein Flegel.“ Er verzog sein Gesicht zu einer Grimasse. „Ich heiße Peter Mansfield, bin neununddreißig Jahre alt und gehöre zu jener Gattung Mensch, die nichts auf dieser Erde ernst nimmt, nicht einmal sich selbst. Richtig, die Nationalität. Schwierige Sache, so eine Nationalität. Da sind der Paß, das Herz, die Väter und Mütter, die Vorväter und Vormütter. Nehmen wir also den Paß. Es ist am einfachsten. Demnach bin ich Schwede.“

„Und das Herz?“ fragte ich.

„Mein Herz pfeift auf jegliche Nationalität. Meine Mutter war Deutsche, meine Großmutter Französin. Ich bin ein Mensch und liebe nur meine Freunde. Sobald Menschen auf ihre Nationalität pochen, sind sie mir unangenehm.“

„Ich bin stolz darauf, Französin zu sein“, erwiderte ich.

Er zuckte mit den Achseln und schwieg.

Plötzlich reizte es mich, auszusprechen, was ich kurz zuvor gedacht hatte.

„Dabei ist dieser Peter Mansfield ein Mensch, der in seinem Innersten tief unglücklich ist. Er macht sich nur darum über alles lustig, weil er Angst hat, daß man ihm sonst auf die Schliche kommt.“

Ohne die Miene zu verziehen, fragte er: „Welche Schliche?“

„Vielleicht ist er unglücklich verliebt“, sagte ich aufs Geratewohl.

Er schüttelte den Kopf. „Leider nicht. Immerhin stelle ich fest, daß man sich vor Ihnen hüten muß. Wahrscheinlich, weil Sie Malerin sind. Steuerbeamte, Maler und Psychiater sind Menschen, denen man aus dem Wege gehen sollte.“

Er schielte auf meinen Block.

„Dauert's noch lange?“

„Beinah' fertig“, erwiderte ich.

„Ich kaufe es Ihnen ab.“

„Es ist unverkäuflich.“

„Dann schenken Sie es mir zum Andenken an diesen schönen Tag.“

Zum erstenmal hatte in seiner Stimme kein Spott gelegen.

„Und was bleibt mir als Erinnerung?“

Er faßte in seine Tasche, förderte eine kurze Pfeife zutage und überreichte sie mir.

„Das Kostbarste, was ich besitze.“

Ich nahm die Pfeife und gab ihm die Zeichnung, die mir gut gelungen war. Aus leicht zusammengekniffenen Augen betrachtete er das Blatt. Dann rollte er es zusammen und steckte es ohne Kommentar in die Seitentasche seines Jacketts.

„Gefällt sie Ihnen?“ fragte ich.

„Nein“, erwiderte er kurz.

Ich wußte genau, warum ihm die Zeichnung mißfiel. Auf ihr hatte ich seinem Gesicht den verlorenen Ausdruck gegeben, den er nicht wahrhaben wollte.

„Schade“, sagte ich, „wollen Sie Ihre Pfeife zurückhaben?“

Er war aufgesprungen und klopfte sich die Tannennadeln vom Anzug.

„Ein Geschenk kann man nie zurücknehmen“, sagte er und reichte mir die Hände. „Darf ich Sie jetzt zum Essen entführen?“

„Sie dürfen“, erwiderte ich und ließ mich von ihm hochziehen. Mir fiel ein, daß das Picknick, das ich zu Hause für Gaston und mich bereitet hatte, im Wagen geblieben war. Wahrscheinlich würgte Gaston es jetzt zwischen Maintenon und Paris zusammen mit seinem Groll und seiner Verzweiflung hinunter. Unwillkürlich versuchte ich, mir sein Gesicht vorzustellen. Es gelang mir nicht. Die Sonne, die jetzt im Zenit stand, duldete keine Schatten. Sie war zu hell.

„Woran denken Sie?“

„An Gaston“, erwiderte ich.

„Ist Gaston Ihr Geliebter?“

„Ich habe keinen Geliebten“, sagte ich empört.
„Gaston war der Mann, den Sie zu Boden geschlagen haben.“

„Tut er ihnen leid?“

Ich schüttelte den Kopf. „Er ist mir völlig gleichgültig.“

„Dann bin ich beruhigt“, sagte er und trat zur Seite, um mich vorüberzulassen.

Erst jetzt bemerkte ich, daß er einen Kopf größer war als ich. Als er dann neben mir ging, kam ich mir vor wie ein Kind. Und wie ein Kind freute ich mich, daß ich endlich einen Mann gefunden hatte, zu dem ich aufblicken konnte. Denn keiner meiner Freunde war größer als ich. Einmal berührten sich unsere Hände. Ich spürte einen leisen Schauer, und als er mich festhielt, weil ich stolperte, setzte mein Herzschlag aus. Sekundenlang standen wir dicht beieinander; zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich, daß mein Herz seinen eigenen Rhythmus hatte. Jetzt flatterte es wie ein Vogel, der sich vergeblich zu befreien sucht. Als er seine Hand von meiner Schulter nahm, war mir, als erwachte ich aus einer tiefen Ohnmacht, deren Benommenheit mich erst verließ, als wir die Straße erreicht hatten.

Erleichtert stellte ich fest, daß Gastons Ford verschwunden war. Nur eine dunkle Öllache erinnerte noch an unsere Panne. Weiter vorn stand ein großer offener Wagen mit einem Pariser

Kennzeichen. Erstaunt bemerkte ich, daß mein Nachbar genau darauf zusteuerte.

„Ist das Ihr Wagen?“ fragte ich überrascht.

„Nur geliehen“, sagte er, „aber seine Farbe paßt genau zu Ihrem Kleid. So mache ich es immer. Die Frau muß zu meinem Wagen passen. Das ist mir wichtiger als die Farbe meiner Krawatte.“ Dann faßte er mich um die Hüften und hob mich wie ein Spielzeug in den Sitz.

Während das in der Sonne gebadete Land an uns vorüberflog, war mir, als hätte ich auf alles, was mir die letzte Stunde gebracht hatte, mein ganzes Leben gewartet. Nichts zählte mehr, keine Erinnerung und keine Sehnsucht. Ich war wunschlos glücklich. Ich brauchte nur in den Rückspiegel zu sehen, um sein Gesicht zu finden. Dann verspürte ich jenes leichte Flattern meines Herzens, das ich fortan immer empfinden sollte, wenn ich an Peter Mansfield dachte.

Wir aßen in einem der ländlichen Gasthäuser, die in Frankreich für ihre gute Küche bekannt sind und in denen man noch vom Wirt persönlich nach einem traditionellen Ritus mit ausgesuchter Höflichkeit bedient wird, daß man gar nicht umhin kann, die einzelnen Gerichte wie Kostbarkeiten auf der Zunge zergehen zu lassen. Für mich, die ich von meinem Vormund aus erzieherischen Gründen derartig knapp gehalten wurde, daß ich mir nur an Sonntagen ein gutes Mittagessen in einem besseren Restaurant leisten konnte, war schon diese Mahlzeit ein Erlebnis. Mein Gastgeber zeigte sich jetzt von einer völlig neuen Seite. Die Sachkenntnis, mit der er das Menü zusammenstellte, bewies, wie vertraut ihm die französische Küche war, und der Wein, der rubinfarben in

unseren Gläsern leuchtete, war das Ergebnis einer längeren Beratung mit dem Wirt, der uns die verstaubte Flasche mit dem feierlichen Gesicht eines Zeremonienmeisters in einem Körbchen auf den Tisch stellte.

Wir sprachen über Frankreich; ich war erstaunt, wie gut er meine Heimat kannte. Es schien keine Landschaft, keine Stadt zu geben, die er nicht besucht hatte, und die lustigen Geschichten, die er aus der Gascogne und Provence zu erzählen wußte, waren mir genau so neu wie seine plastischen Schilderungen der Bretonen und Normannen.

„Ich liebe Frankreich“, sagte er abschließend, „es ist wie ein Bilderbuch, bunt und abwechslungsreich. In Ihrer Heimat findet die Freude am Leben noch ihren überzeugenden Ausdruck. Daß die sterilen Errungenschaften der Zivilisation dabei zu kurz kommen, ist mir gleichgültig. Ich pfeife auf den weiß gekachelten Komfort, so lange es Mädchen und Weine gibt, die schön und duftig sind wie die Blumen.“

Er lachte und trank mir zu. Nachdem ich mein drittes Glas geleert hatte, war mir zumute, als schwebte ich auf meinem Stuhl durch die dämmerig kühle Gaststube hinaus aus dem Fenster mitten hinein in den sonnenwarmen, blauen Himmel. Ich begann zu plaudern, schilderte ihm den Betrieb auf der Malschule und beschrieb ihm meine Verehrer. Da ich einen Schwips hatte, wurde

aus dem Dummkopf André ein bedeutender Künstler, aus dem redseligen Henry ein glänzender Gesellschafter, dem jede Frau verfiel, und Paul, der gelegentlich bei der Filmkomparserie mitgewirkt hatte, schilderte ich ihm als den größten Filmschauspieler Frankreichs. Ich redete wie ein Wasserfall und begeisterte mich an meinen eigenen Geschichten, in denen ich mich als unverstandenes, vamphaftes Wesen hinstellte. Sein spöttisches Lächeln stachelte mich zu immer tolleren Übertreibungen an; wenn der Wirt nicht mit dem Kaffee erschienen wäre, so hätte ich mich bestimmt in ein Lügengewebe verstrickt, aus dem ich nie mehr herausgekommen wäre.

Das Echo blieb nicht aus, denn kaum waren wir wieder allein, so hob Peter Mansfield sein Glas, leerte es in einem Zuge und sagte:

„Ich trinke auf Corinna Dubois, die, wie ich feststelle, schon heute ihre berühmte Landsmännin Ninon de Lenclos in den Schatten stellt.“

Er zwinkerte mir zu: „Und was haben Sie noch erlebt?“

Ich wurde rot, suchte vergeblich nach Worten und stieß zuletzt, weil mir nichts Besseres einfiel, einen tiefen Seufzer aus.

Wahrscheinlich hielt er ihn für einen Ausdruck völliger Übersättigung. Bedauernd schüttelte er seinen Kopf und sagte:

„Sie Ärmste! Dann würde ich doch an Ihrer Stelle heiraten.“

„Ich bin doch erst neunzehn“, platzte ich heraus, fügte aber sofort hinzu, daß ich in zwei Tagen zwanzig würde.

„Dann haben Sie ja noch viel Zeit“, stellte er lachend fest, doch spürte ich sofort, wie sich gleichzeitig mit seiner Hand, die dicht neben der meinen lag, in seinen Augen das schöne und gefährliche Tier zurückzog, das mich noch kurz zuvor begierig funkelnd angestarrt hatte. Als er mich dann fragte, ob ich bei meinen Eltern lebte, war mir, als habe er mir einen Schlag versetzt.

„Ich bin selbständig“, erwiderte ich eisig. „Meine Eltern sind schon lange tot. Ich habe nur noch einen Vormund.“

„Hoffentlich kümmert er sich um Sie.“

„Er kümmert sich überhaupt nicht um mich. Außerdem würde ich es mir verbitten. Ich bin kein Kind mehr.“

Ich hatte so heftig geantwortet, daß ich es gleich darauf bereute. Ich benahm mich tatsächlich wie ein Kind.

„Das meine ich nicht“, sagte er ruhig.

„Ich meine Ihre Schönheit. Sie sind gefährdeter als andere Mädchen. Schönheit ist allzu selten. Jedermann greift nach ihr, jedermann will sie besitzen, sei es auch nur, um vor anderen damit zu prahlen. Wenn Sie wenigstens dumm wären! Aber Sie haben außerdem Phantasie. Wären Sie meine Tochter, so dürften Sie nur in meiner Begleitung ausgehen.“

Ich lachte ihn aus: „Dann würde ich Ihnen davonlaufen! Außerdem sind Sie viel zu jung, um mein Vater zu sein.“

„Wahrscheinlich“, sagte er, „obgleich ich es immer bedauert habe, daß man erst Vater sein kann, wenn man so alt ist, daß man von seinen Kindern nicht mehr verstanden wird. Oft wünsche ich mir, daß ich einen Sohn oder eine Tochter hätte, die heute in Ihrem Alter wären. Ich würde ihnen die Welt zeigen, wie sie tatsächlich ist, ohne diese verfluchten menschlichen Vorurteile, denen man auf Schritt und Tritt begegnet.“

Nachdenklich starrte er aus dem Fenster.

„Unser Fluch ist die sogenannte gute Erziehung, die uns vom Anfang bis zum Ende unseres Lebens anhaftet, die dummen und doch so gutgemeinten Ratschläge der Mütter, mit denen sie die Herzen ihrer Töchter mumifizieren, die Lehren und Weisheiten der Väter, die die Söhne mit sich herumschleppen, bis sie meistens zu spät erkennen, daß der ganze Plunder nur ihrem Glück im Wege gestanden hat.“

Er hatte sich mir entgege gebeugt, und sein Gesicht war so verbittert, daß ich unwillkürlich zurückwich. Aber schon sprang wieder das spöttische Lachen in seinen Augen auf, und als ich ihn fragte, ob er tatsächlich glaube, daß der Durchschnitt der Menschen mit einem freien, vorurteilslosen Leben fertig würde, gab er zu, daß die Welt dann nur noch halb so spaßig wäre:

„Dann gäbe es keine Ministerien und keine Vereine, keine Generale, Soldaten und Kriegsgewinnler. Es gäbe nur noch Menschen, und wir hätten nichts, worauf wir stolz sein könnten. Keine Vaterländer, keine Fahnen und keine Ehre.“

Er schüttelte sich und verzog sein Gesicht zu einer Grimasse. „Es wäre nicht mehr auszuhalten. Denn Frauen und Männer wären wie Kinder. Sie würden sagen, was sie denken, und nur das tun, was ihnen Spaß macht, und die Eitelkeit, die Hure unter den menschlichen Eigenschaften, müßte sich einen ehrlichen Beruf suchen.“ Er lachte auf. „Wir alle müßten uns einen ehrlichen Beruf suchen, ausgenommen die Künstler.“

„Und warum nehmen Sie die Künstler aus?“ fragte ich.

„Weil sie sich selbst erfüllen.“

„Und Sie? Erfüllen Sie sich nicht selbst?“

„Es gab eine Zeit, in der ich es mir einbildete. Damals war ich glücklich. Aber das ist lange her.“

„Und warum versuchen Sie nicht, dieses Glück wiederzufinden?“

„Weil ich weiß, daß Glück immer eine Selbsttäuschung ist. Glück ist wie ein schöner Traum. Das Erwachen ist furchtbar.“

„Wie kann man nur so verbittert sein!“ rief ich aus. „Haben Sie denn keinen Menschen, den Sie lieben?“

Er zuckte zusammen. Dann sah er mich an und sagte mit einer Stimme, die zärtlich und leicht

war wie das Streicheln einer Daunenfeder: „In diesem Augenblick habe ich dich, geliebte Corinna.“

Es waren wohl nur Sekunden, die wir uns anblickten. Mir aber kamen sie vor wie eine Ewigkeit. Sein Gesicht war jetzt offen und schön; in seinen Augen lag eine Innigkeit, die mir tief ins Herz drang. Plötzlich verspürte ich eine wilde Ausgelassenheit, weil es mir geglückt war, ihn zu erlösen; ich wünschte mir, immer bei ihm sein zu können. Alles erschien mir unwichtig, solange es mir gelang, ihn glücklich zu machen. Aber schon begann er wieder zu sprechen, und seine Worte zerrissen, was uns noch soeben miteinander verbunden hatte:

„Sie sind ein entzückendes Geschöpf, und ich bin ein dummer Esel. Vergessen Sie, was ich sagte. Es lohnt sich nicht, einen einzigen Gedanken daran zu verschwenden. Dieser Tag ist für mich wie ein schöner Traum.“

„Für mich ist er Wirklichkeit“, rief ich erregt aus. „Ich finde Sie abscheulich. Warum müssen Sie alles, was Sie sagen, schon mit dem nächsten Satz wieder zurücknehmen? Sie kommen mir vor wie ein alter mißtrauischer Mann, der sich über nichts mehr freuen will. Dieses Jahr wird uns noch viele sonnige Tage bringen. Vor uns liegt der ganze Sommer. Dann kommt der wunderschöne Herbst, und im Winter können wir uns dann auf den Frühling freuen. Immer gibt es etwas, auf das man sich freuen kann. Wenn man

es nur sieht.“ Ich ereiferte mich mehr und mehr, und während er mich halb belustigt, halb erstaunt ansah, zählte ich ihm auf, was mich froh und glücklich mache.

„Wo leben Sie eigentlich?“ fragte ich zuletzt, „daß Sie so bitter sein können?“

„Auf einer Pflanzung in der Nähe von Koala Lumpur“, sagte er ruhig, „wissen Sie, wo Koala Lumpur liegt?“

Verwirrt schüttelte ich den Kopf. Schon jetzt ahnte ich, daß dieses Koala Lumpur am Ende der Welt lag.

„Koala Lumpur liegt in Malakka, Malakka in Hinterindien. Dort besitze ich eine Gummipflanzung.“ Sein Mund verzog sich zu einem bitteren Lächeln. „Ich habe sie Tanah Senang getauft. Das ist malaiisch und heißt ‚Zufriedene Erde‘.“ Und dann sagte er: „In zwei Tagen fliege ich wieder zurück.“

Sein Gesicht, die Blumen auf dem Tisch, die ganze Umgebung verschwamm vor meinen Augen. Ich konnte nicht sprechen. Alle Freuden, die ich ihm aufgezählt hatte, versanken ins Nichts. Dumpf und schwer befiel mich eine Enttäuschung, wie ich sie noch nie empfunden hatte. Alle Helligkeit war ausgelöscht. Frühling, Sommer und Herbst, was bedeuteten sie mir jetzt. Eine endlose Kette trübseliger Tage.

Ich fühlte, wie Peter Mansfield mich ansah, und bemühte mich, zu lächeln.

„Erzählen Sie von Ihrer Pflanzung“, sagte ich.
„Bitte nicht jetzt. Später vielleicht.“

Er legte seine Hand auf die meine. „Ich fände es viel netter, wenn Sie mir etwas erzählen. Meine Geschichten würden Sie langweilen. In Malakka fühlen sich nur die Affen wohl.“ Er lehnte sich zurück. „Erzählen Sie mir etwas von Ihren Freunden.“ Er zwinkerte mir zu. „Ich meine nicht die Freunde von vorhin. Ich meine die echten, die richtigen.“

Ich schluckte. Prügeln hätte ich mich können, daß ich vorher geschwindelt hatte. So fand ich nur zögernde Worte und unterbrach mich bald mit dem Bemerken, daß meine Freunde eine Unterhaltung wirklich nicht wert wären. Außerdem wollten sie doch immer nur dasselbe.

„Was wollen Sie denn?“

Sein spöttisches Lächeln ärgerte mich, und ich sagte:

„Wozu diese Frage? Das wissen Sie doch genau.“

„Und finden Sie das nicht verständlich?“

„Nein“, sagte ich empört, „schließlich sind wir Frauen kein Wild, das man jagt, um es, sobald man es erlegt hat, zu verspeisen.“

„Das stimmt“, sagte er trocken. „Ich kenne viele Männer, die sich an diesem Wildbret den Appetit verdorben haben.“

„Und mit Recht“, erwiderte ich heftig. „Die meisten Männer sind so eitel, daß sie sich einbilden, eine Frau müßte schon durch ihre bloße

Anwesenheit bezaubert sein. Sie sind viel eitler als wir Frauen. Ich habe das oft genug beobachtet. Zugegeben, wir stehen vorm Spiegel, gebrauchen Puder und Lippenstift, verbringen Stunden bei der Schneiderin und beim Friseur, aber diese Eitelkeit ist, verglichen mit der männlichen, nur oberflächlich und harmlos. Der Mann dagegen spiegelt sich in jedem Ding, das er tut, ob er nun malt, Geschäfte macht oder eine Frau liebt. Immer sieht er nur sich. Er sammelt Liebeserlebnisse wie Briefmarken, und es gibt keinen Satz, den er nicht mit dem Wörtchen ‚Ich‘ einleitet. Ich bin noch keinem Mann begegnet, der mir nicht in der ersten halben Stunde erzählt hätte, wie großartig er ist, was er schon alles geleistet und gedacht hat, und der sich dann nicht von mir in der festen Überzeugung verabschiedet hätte, mich tief beeindruckt zu haben.“

Kaum hatte ich den letzten Satz ausgesprochen, so biß ich mir auch schon auf die Lippe. Ich war es gewesen, die heute übertrieben und nur von sich gesprochen hatte.

„Weiter, weiter“, ermunterte er mich, „was Sie da sagen, interessiert mich außerordentlich.“

Ich schüttelte den Kopf. Plötzlich wurde mir klar, daß ich einem wirklichen Mann noch nicht begegnet war. Alle waren anders gewesen als Peter Mansfield.

„Wahrscheinlich waren sie keine Männer“, sagte ich leise. Er hatte sein Glas erhoben und führte

es durch einen Sonnenstreifen. Der Wein leuchtete auf und erlosch.

„Sie wissen gar nicht, wie richtig alles war, was Sie sagten. Die männliche Eitelkeit ist tatsächlich der Fluch dieser Erde. Die Eitelkeit der Frau ist dagegen ein harmloses Spiel, das niemand weh tut. Schließlich sind die Heiligen nicht ohne Grund in die Wüste gezogen, wo sie mit ihrem Gott allein sein konnten. Denn erst in der Einsamkeit verstummen die unechten Töne, kommt der Mensch sich auf die Schliche, wie Sie es vorhin ausdrückten.“ Jetzt hielt er sein Glas schräg und senkte es langsam. Einige Tropfen des Weins fielen auf das Stück Weißbrot neben seinem Teller und färbten es rot. „Leider halten die so gewonnenen Erkenntnisse nicht lange vor. Das Blut treibt uns immer wieder zurück in die Verdammnis.“ Er blickte mich an. „Ich spreche aus Erfahrung.“

„Schreckliche Erfahrungen“, erwiderte ich, und nochmals wiederholte ich meine Frage: „Haben Sie denn keinen Menschen, den Sie lieben?“

„Ich weiß es nicht. Ich traue mir nicht mehr.“
Versonnen flüsterte er: „Ich liebe dich.“

Ich zuckte zusammen, aber schon sprach er weiter:

„Allzuoft habe ich diese Worte mißbraucht. Ich merkte es nicht einmal, wenn ich diesen verhängnisvollen Satz, der doch das Höchste ausdrücken sollte, leider aber dazu dient, das Nied-

rigste zu tarnen, ausgesprochen hatte. Es kam mir über die Lippen, sobald mir eine Frau gefiel.“ Er lachte auf. „Mein Repertoire war reichhaltiger als das eines Dichters. ‚Niemals‘ und ‚ewig‘ gebrauchte ich mit derselben Routine wie der Krämer sein ‚brutto‘ und ‚netto‘. Jetzt ziehe ich es vor, zu schweigen. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich mich nicht mehr ernst nehmen kann. Ich bewundere alle Menschen, die sich jahraus, jahrein mit derselben Begeisterung an ihren eigenen Worten berauschen, ihre Meinungen ändern wie das Chamäleon seine Farbe und dennoch vor sich selbst die größte Hochachtung haben, die hundert Eide leisten, unzählige Frauen umarmen und ihnen zärtlich jenen verhängnisvollen Satz ins Ohr flüstern. Ich bewundere sie, weil ich sie beneide. Denn sie sind in der Mehrzahl, und solange ich unter ihnen leben muß, kann ich nicht recht froh werden. Sie verderben mir den Appetit.“

„War unter diesen Frauen keine einzige, die Sie froh gemacht hat, so froh, daß Sie alles das vergessen konnten?“

„Ich kann mich nicht mehr erinnern“, murmelte er abwesend. „Ich bin dann in die Wüste gegangen und danach...“ Er richtete sich auf. „Aber lassen wir das. Heute ist Hari Bazar, der große Feiertag, an dem wir alles vergessen.“ Er hob sein halbgefülltes Glas, trank es aus und warf es an die Wand, wo es klirrend zerschellte.

„So machen wir das in Koala Lumpur, wenn wir auf etwas getrunken haben, was wir zutiefst meinen.“

Der Wirt kam angelaufen, verschwand aber sofort, als er begriff, daß es sich nur um eine Laune seines Gastes gehandelt hatte, und brachte ein neues Glas.

„Wollen wir uns betrinken, oder fahren wir in die Sonne?“

„Ich bin für die Sonne“, sagte ich irritiert. „Betrinken können Sie sich, wenn Sie wieder in Koala Lumpur sind.“

„In Koala Lumpur kann ich mich leider nicht mehr betrinken.“ Er stand auf, ging hinaus, und ich hörte, wie er vom Wirt die Rechnung forderte und zahlte. Sobald er zurückgekommen war, setzte er sich neben mich auf die Fensterbank. Ich sah, wie er seinen Tabaksbeutel hervorzog und wieder verschwinden ließ. Wortlos reichte ich ihm seine Pfeife.

„So sind wir Männer“, sagte er, während er sie sorgfältig stopfte. „Wir verschenken spontan und holen uns dann alles wieder zurück. Eine Frau dagegen sollte sich darüber klar sein, daß alles, was sie verschenkt, endgültig für sie verloren ist. Darum sollte sie sich auch den Luxus der Spontaneität nicht allzuoft leisten.“ Er entzündete ein Streichholz und machte einige Züge. Dann fuhr er fort:

„Wissen Sie, daß ich seit Jahren nicht mehr

so glücklich war wie heute? Ich komme mir vor wie verzaubert. Das Eigenartige ist, daß ich mich nicht einmal gegen diese Verzauberung wehre, obgleich ich mir geschworen habe, allen Zauberinnen und Hexen aus dem Wege zu gehen. Ich bedaure nur, daß ich Sie nicht früher getroffen habe. Vielleicht wäre es Ihnen dann gelungen, mich alten Pessimisten völlig umzukrempeln. Denn dort drüben in Malakka bin ich nur noch ein halber Mensch, dessen Schatten lebendiger ist als sein Körper. Nichts berührt mich, nichts kann mich erregen. Ob ich die Pflanzung kontrolliere, günstige Kontrakte abschließe oder einen nachlässigen Aufseher strafe. Das Steigen und Fallen der Gummipreise interessiert mich genau so wenig wie das Steigen und Fallen des Barometers. Der Klub, in dem Männer und Frauen krampfhaft versuchen, ein Gesellschaftsspiel zu spielen, dessen Regeln längst überholt sind, die Bridgeabende, an denen man froh ist, daß man die Karten in der Hand hält, weil man dahinter sein Gähnen verbergen kann, die kleinen und häßlichen Intrigen, die Selbstüberschätzung, in der sich der kleinste Gummipflanzer wie ein König vorkommt, und der ewige Klatsch, alles das sind für mich nur noch äußerliche Wahrnehmungen, die mich nicht tiefer bewegen als eine Zeitungsnotiz über ein goldenes Dienstjubiläum eines subalternen Regierungsbeamten. Jetzt können Sie vielleicht verstehen, was es mir

bedeutet, Ihnen begegnet zu sein, einem Geschöpf aus Fleisch und Blut, das lebt, um zu erleben, das fragt, um zu erfahren, spricht, um sich zu äußern, und das außerdem so bezaubernd aussieht, daß man es betrachten kann wie ein schönes Bild, bei dessen Anblick alle Wünsche verstummen.“

Er hatte das Fenster geöffnet und klopfte draußen an der Wand seine Pfeife aus. Ein warmer Windzug, voll des würzigen Geruchs des nahen Waldes, streifte mein Gesicht. Wie gern hätte ich ihm geholfen und ihn froh gemacht. Wenn ich nur mehr über ihn gewußt hätte! Denn daß es Indien war, an dem er krankte, glaubte ich nicht. Überall konnte man glücklich sein, selbst in der Wüste Sahara. So erstaunte es mich auch nicht, als er mir auf meine Frage, warum er seine Pflanzung nicht verkaufe, nach Europa zurückkehre und sich hier eine neue Existenz aufbaue, erklärte, daß er sich in Europa nicht mehr wohlfühlen würde. „Hier finde ich nur das schlechte Original der noch schlechteren Kopie von drüben. Außerdem liebe ich Indien, soweit es nichts mit Europa zu tun hat. Aber lassen wir das!“ Er zeigte hinaus, wo gerade eine Schar Kinder lärmend und lachend vorüberzog.

„Machen wir es wie sie. Mit Ihnen an meiner Seite wird es mir nicht schwerfallen.“

Es fiel ihm tatsächlich nicht schwer, denn sobald wir die Straße verlassen hatten und im Wald

waren, benahm er sich ausgelassen wie ein Junge. Wir bewarfen uns mit Tannenzapfen, jagten einander, und zuletzt zeigte er mir, wie die Malaien einen Baumstamm erkletterten. Er zog sich Schuhe und Strümpfe aus und hockte wenige Minuten später wie ein Affe in der Krone einer hohen Kiefer, ein Unternehmen, dem wir die Entdeckung eines einsamen Waldsees verdankten.

Sofort machte er mir den Vorschlag, zu baden. Mein Einwand, daß wir keine Badeanzüge hätten, entlockte ihm nur ein mitleidiges Lächeln. In Schweden badeten alle Menschen nackt. Der Badeanzug wäre eine Erfindung alter, häßlicher Weiber, die Badehose ein politisches Argument frömmelnder Minister. Immerhin versprach er mir, sich erst umzudrehen, wenn ich im Wasser wäre.

Er hielt Wort, stürmte mir aber, kaum daß er sich ausgezogen hatte, mit einem derartigen Geheul entgegen, daß ich es mit der Angst zu tun bekam und wild schwimmend die Flucht ergriff. Schon nach wenigen Minuten hatte er mich erreicht und an einem Bein in die Tiefe gezogen. Prustend tauchten wir wieder auf, und dann erfaßte mich eine so unbändige Lebensfreude, daß ich alle Schamhaftigkeit vergaß. Wir tauchten und schwammen, bespritzten uns und erhoben ein wildes Geschrei, bis plötzlich am Ufer zwei ältere Frauen und ein Mann erschienen, die uns wie Fabelwesen bestaunten und keinerlei Anstalten machten, weiterzugehen. Während ich zurück-

blieb, schwamm Peter ihnen entgegen und forderte sie auf, zu verschwinden. Sie dachten nicht daran, schüttelten die Köpfe und blieben wie einbetoniert stehen.

Gleich darauf mußte ich derartig lachen, daß ich Mühe hatte, mich über Wasser zu halten. Noch nie hatte eine Attacke einen derartigen Erfolg wie die des zürnenden Peter Mansfield. Wahrscheinlich hielten sie den nackten Mann, der ihnen brüllend mit drohend erhobenen Fäusten aus dem Wasser entgegensprang, für einen wütenden Waldgott, denn sie liefen wie die Hasen, und das schrille Hilfeschrei der Frauen klang mir noch in den Ohren, als wir längst angezogen waren.

Später saßen wir zwischen Fontainebleau und Melun am Rande eines Wäldchens. Unter uns auf der Seine glitten, klein wie Schmetterlinge, die Segelboote dahin, und die Motorfahrzeuge sahen aus wie Insekten, die hinter sich von der Sonne versilberte Fäden herzogen. Schon senkten sich die ersten Schatten der Dämmerung über das weite Land. Beklommen starrte ich über den Fluß. Das lichte Grün der Wiesen wurde dunkler, bis es zuletzt jene violette Tönung annahm, mit der sich die Nacht ankündet. Die Stämme der Bäume schlossen sich zu einer dunklen Wand zusammen, und dort, wo man noch kurz zuvor jedes einzelne Haus eines Dörfchens erkennen konnte, funkelten verschwommen die ersten Lichter auf. Und die

ganze Zeit spürte ich die erregende Nähe dieses Mannes, den ich liebte.

Der erste Stern tauchte auf. Ein leichter Wind trieb über den Fluß und ließ mich fröstelnd zusammenschauern. Peter Mansfield wandte den Kopf, und ich spürte, wie er mich ansah. Unwillkürlich lehnte ich mich an seine Schulter, und gleich darauf fühlte ich, wie er den Arm um mich legte und mich sanft an sich zog. Ich hob den Kopf, bis ich ihm in die Augen sehen konnte. Sein Gesicht war dicht über dem meinen, so dicht, daß ich seinen Atem spürte. So saßen wir minutenlang, und die ganze Zeit wartete ich auf einen Kuß. Bis er mich dann sanft zurückschob und sagte:

„Jetzt nicht, Corinna! Vergiß nicht, daß ich dich schon morgen verlassen muß. Ich komme zurück. Ich komme bestimmt zurück.“

Mir war, als hätte er mich geschlagen. Ein ähnliches Gefühl hatte ich, wenn das schrille Läuten des Weckers mich aus tiefem Schlaf riß. Wütend rückte ich von ihm ab, und dann sagte ich, ohne mir meine Worte zu überlegen:

„Sie behandeln mich gemein. Sie müssen doch spüren, daß ich Sie liebe.“ Noch hatte ich meinen Mund nicht geschlossen, als er mich an sich riß und küßte, bis mir der Atem verging, und als ich wieder zu mir kam, lag mein Kopf auf seinen Knien, und er flüsterte viele zärtliche Worte, die mich noch mehr erregten als seine Fingerspitzen, mit denen er meinen bloßen Arm streichelte.

In diesem Augenblick hatte ich das nie gekannte Gefühl einer Heimkehr. Es gab nichts, was mich noch ängstigen oder erschrecken konnte. Das Verlangen nach Mutter und Vater, das mich immer gequält hatte, wenn ich mit Kindern zusammen war, aus deren Worten die Geborgenheit des Elternhauses sprach, würde mich nie mehr quälen. Mochte Koala Lumpur am Ende der Welt liegen. Eines Tages würde er zurückkehren und mich zu sich holen. Dann würde ich immer bei ihm bleiben und ihn froh machen, so froh, wie er jetzt war.

Schweigend, eng angeschmiegt, gingen wir durch die Dunkelheit zur Straße zurück. Vor dem Wagen hob er mich auf die Arme, ließ mich auf meinen Sitz gleiten, und ganz langsam fuhren wir Paris entgegen, dessen nächtliches Leben wie eine Feuersbrunst über den dunklen Himmel flammte.

Ich dirigierte seinen Wagen durch die Stadt, bis wir vor meinem Hause halt machten. Er hatte ein Lokal auf dem Montmartre vorgeschlagen, ich aber bat ihn, den Abend bei mir zu verbringen. Ich mochte keine Menschen sehen. Ganz für mich wollte ich ihn haben, bei mir zu Hause. Ging er dann fort, so blieben wenigstens die Dinge zurück, die er berührt hatte.

Schon als ich den Hausflur betrat, überfiel mich ein eigenartiges Gefühl. Mir war, als lauerte in den dunklen Winkeln dieses alten, verbauten Hauses eine Gefahr. Unwillkürlich schärften sich meine Sinne, und als wir vor der Tür meines Ateliers standen, glaubte ich deutlich das verhaltene Atmen eines Menschen zu hören, der uns drinnen erwartete. Ich bedeutete Peter Mansfield, sich ruhig zu verhalten, und preßte mein Ohr an das Holz. Alles war still. Ich spähte durch das Schlüsselloch. Tiefe Dunkelheit. Ich richtete mich auf und begegnete dem spöttischen Blick Peters. Ärgerlich ergriff ich den Schlüssel und versuchte, die Tür aufzuschließen. Das Schloß gab nicht nach. Ich probierte herum und stellte fest, daß die Tür, die ich vor meinem Fortgehen abgeschlossen hatte, nur eingeschnappt war. Jetzt wußte ich, daß während

meiner Abwesenheit eine andere Person das Atelier betreten hatte.

Flüsternd teilte ich Peter meine Befürchtung mit. Aber erst als er mich fragte, wen ich denn hinter der Tür vermutete, erinnerte ich mich Gastons. Und plötzlich hatte ich eine Vision. Deutlich sah ich ihn neben der Tür stehen. Sein Gesicht mit den brennenden Augen leuchtete fahlgrün wie das eines Gestorbenen.

Dieses Bild war von so erschreckender Wirklichkeit, daß ich Peter bat, umzukehren und den Abend woanders zu verbringen. Nachsichtig lächelnd schob er mich hinter sich, und als ich mich sträubte, drückte er mich langsam zur Seite, bis ich hinter der Wand des Ganges stand, der zu den Bodenräumen führte. Während ich mich an einer Hand festhielt, schloß er mit der andern den Drücker auf und sprang, sobald er die Tür aufgeworfen hatte, seitlich in den Raum. Und dann geschah, was ich gefürchtet hatte.

Ein Schuß dröhnte auf, ich hörte das Fallen eines Körpers, und als ich, halb wahnsinnig vor Angst, hineinlief und das Licht einschaltete, sah ich, wie zwei Männer sich über den Boden wälzten. Aber noch bevor ich einen Gedanken fassen konnte, war der Kampf entschieden. Peter Mansfield sprang auf, bückte sich nach einer Pistole, die an der Wand lag, und ließ sie in die Tasche gleiten. Dann forderte er den andern — es war tatsächlich Gaston — mit metallener Stimme auf,

sich zu erheben und sich zum Teufel noch mal zusammenzureißen:

„In zwei Minuten ist hier die Hölle los. Wenn Sie nicht wollen, daß die Polizei geholt wird, so stehen Sie auf und benehmen sich einmal in Ihrem Leben wie ein Mann.“

Gaston gehorchte wortlos. Er stand da wie eine Puppe, die bei der geringsten Erschütterung umzufallen droht. Peter trat auf ihn zu, packte ihn beim Arm und führte ihn zu einem Stuhl, wo er mit wachsbleichem Gesicht und schwer atmend sitzenblieb. Die offene Flurtür hatte ich inzwischen geschlossen.

Und schon hörten wir Stimmen, Schritte auf der Treppe, und dann läutete die Flurglocke.

Ich öffnete die Tür und erwiderte auf alle Fragen, daß ich nichts gehört hätte. Die Concierge, eine bösertige, alte Frau, der Tyrann des Hauses, rief nach der Polizei. Mein Nachbar, der Postsekretär Daniemi, den ich „die Spitzmaus“ getauft hatte, erklärte sich sofort bereit, das Überfallkommando zu benachrichtigen, und Piron, der Gemüsehändler, der wieder einmal betrunken war, drängte mich, wild mit den Armen fuchtelnd, zurück in das Zimmer, um, wie er heiser schreiend vorgab, die Leiche des Ermordeten ausfindig zu machen.

Er kam nicht weit. Zwei, drei Schritte, und er zappelte im Griff Peter Mansfields, der ihn beim Kragen gepackt hielt und wie ein Hündchen, das

die Stube beschmutzen will, vor die Tür trug, wo er ihn vor den sprachlosen Mietern fallen ließ. Dann stellte er sich ihnen mit dem liebenswürdigsten Lächeln als Polizeikommissar Duval vor, klopfte der Concierge auf die Schulter, lobte sie und dankte ihr für den Eifer, mit dem sie über die Sicherheit ihres Hauses wachte. Gott sei Dank könnte er sie dieses Mal enttäuschen, denn der vermeintliche Schuß wäre auf die Explosion eines Feuerwerkskörpers zurückzuführen, den jener junge Mann — er zeigte auf den bewegungslos dasitzenden Gaston — von einer Hochzeit mitgebracht habe. Er wäre ein verfluchter Witzbold, der nur Dummheiten im Kopf hätte. Aber als Neffe des Polizeipräfekten Michelin könnte er es sich ja leisten.

Die Concierge verzog ihr Gesicht zu einem süßsauren Lächeln. Offensichtlich war sie sich noch nicht darüber im klaren, ob sie zum besten gehalten wurde oder ob dieser gutaussehende Mann mit dem charmanten Lächeln tatsächlich derjenige war, für den er sich ausgab. Die meisten Mieter hatten sich inzwischen davongemacht. So hielt sie es ebenfalls für angebracht, zu verschwinden.

Zurück blieb nur der Betrunkene. Er saß immer noch auf dem Boden und machte ein so dummes Gesicht, daß ich mich beherrschen mußte, um nicht laut loszulachen. Erst als Peter ihm die Zunge herausstreckte, rappelte er sich auf und

schwankte, brummend wie ein Bär, die Treppe hinunter. Ich kehrte zurück ins Atelier, und sobald Peter die Tür geschlossen hatte, wandte er sich zu Gaston, der wie ein steinernes Bild immer noch stumm und steif auf seinem Stuhl hockte. Er setzte sich auf die Kante des Tisches und begann zu sprechen. Seine Stimme war völlig gleichgültig und ausdruckslos:

„Ich hatte mal einen Bekannten, an den Sie mich erinnern. Er hieß Kamitzky und war, soweit ich mich erinnere, kein übler Bursche. Er hatte nur einen Fehler. Er nahm sich zu wichtig. Er dachte, daß der Ablauf der Welt in einem ganz besonderen Verhältnis zu seinem Innenleben stehe. So beschäftigte er sich nur mit sich selbst, zergrübelte sein Hirn und vergaß darüber das Leben. Er konnte sich an nichts freuen, der arme Teufel, weil er nichts sah, hörte, fühlte und schmeckte. Immer starrte er in das dunkle Loch seiner Seele. Ob man ihm eine schön gebratene Poularde vorsetzte oder einen alten Hut, er aß beides hinunter; ob er gegen eine dunkle Häusermauer starrte oder ob die schönste Landschaft sich vor ihm ausbreitete, er bemerkte keinen Unterschied. Nie habe ich ihn lachen sehen. Er nahm sich und das Leben so ernst, daß ihn niemand ausstehen konnte. Bis er eines Tages ein Erlebnis hatte, das ihn völlig veränderte. Er erlebte das große Hungersterben in der chinesischen Provinz Kwangsi, bei dem fünf Millionen Menschen umkamen. Wie

Eintagsfliegen fielen sie um, und wie Eintagsfliegen fanden sie sich mit ihrem Schicksal ab. Sie lächelten und starben. Da wurde ihm klar, daß auch er nicht wichtiger war als alles andere, was um ihn herum atmete, grunzte, bellte, piepte und zirpte, und er beschloß, sich den kurzen irdischen Gastspielkontrakt, den der liebe Gott mit ihm abgeschlossen hatte, so angenehm wie möglich zu machen.“

Er beugte sich Gaston entgegen und fuhr mit eindringlicher Stimme fort: „Menschenskind! Glauben Sie denn tatsächlich, daß diese Dummheiten, die Sie heute schon gemacht haben, auch nur den geringsten Wert haben? Versuchen Sie doch einmal, von sich selbst wegzukommen. Lassen Sie das verfluchte Grübeln und fangen Sie an zu leben. Und freuen Sie sich! Meinetwegen über einen Witz, noch besser aber über einen Vogel, einen Baum oder über eine Wanze. Im Grunde genommen kommt alles auf dasselbe heraus. Entscheidend ist nur, daß der einzelne die Tragik, in die wir Menschen seit unserem Bestehen hineingeboren werden, überwindet, daß er erkennt, wie unwichtig die meisten Dinge sind, mit denen wir uns belasten. Die Freude und das Lachen sind die einzigen Äußerungen, mit denen wir den Himmel schon auf Erden gewinnen können. Denn der Himmel im Jenseits ist eine verdammt fragwürdige Sache.“

Während Peter Mansfield gesprochen hatte, war

mit Gaston eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Langsam hatte er sich aufgerichtet. Sein Blick war freier geworden, und als Peter aufstand und zu ihm trat, griff er mit einer Heftigkeit, die an die eines Ertrinkenden erinnerte, nach seiner Hand.

„Das Leben ist so schwer“, sagte er gepreßt, „und ich finde alles, was ich getan habe, entsetzlich.“ Er warf einen scheuen Blick zu mir. Dann stieß er einen herzerschütternden Seufzer aus und verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Nie werde ich das gutmachen können“, stöhnte er auf. „Ich bin ein Gezeichneter.“

„Sie sind ein dummer Junge.“ Peter legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie haben nichts gutzumachen. Freuen sollen Sie sich, lachen sollen Sie!“ Er rüttelte ihn. „Wir trinken jetzt zusammen ein Glas Wein, und dann gehen Sie nach Hause. Morgen beginnen Sie ein neues Leben!“

Ich lief und holte einen Korkenzieher, und als wenige Minuten später die Gläser aufklangen, sah ich zum erstenmal im Gesicht Gastons den Schein des Lächelns. Bevor er sich verabschiedete, gab Peter ihm die Pistole zurück.

„In Malakka schießen wir damit auf Kakerlaken. Hier können Sie ihn auf Fliegen ausprobieren. Wenn Sie aber unbedingt auf einen Menschen schießen wollen, so schießen Sie auf die Portiersfrau!“

Nachdem Gaston gegangen war, entdeckte ich

auf der Kante meiner Kommode den zweiten Hausschlüssel. Anscheinend hatte er ihn morgens an sich genommen, als ich in der Küche das Picknick einpackte. Längst hatte ich ihm verziehen, denn ohne ihn hätte ich Peter Mansfield nie kennengelernt.

Heute weiß ich, daß ich nicht sprechen kann, wenn ich sehr glücklich bin. Aber in jener Nacht, in der wir zusammensaßen und aus dem hohen Glasfenster über die dunklen Dächer von Paris in den sternensäten Himmel blickten, empfand ich die Stille als bedrückend. Ich wehrte mich dagegen und begann wie ein Papagei zu plappern. Ich sprach von der Portiersfrau, von den übrigen Mietern meines Hauses und bemühte mich krampfhaft, meinen schweigenden Nachbarn zu unterhalten. Bis er seine Hand auf die meine legte. Ich begriff ihn sofort und schwieg und überließ mich dem Gefühl restloser Erfüllung wie einem Rausch, aus dem ich erst erwachte, als er mich bat, ihm einige meiner Arbeiten zu zeigen.

Bäuchlings lagen wir dann nebeneinander auf dem Teppich, vor uns eine große Mappe mit Zeichnungen, neben uns die gefüllten Weingläser. Aktzeichnungen, Stilleben und Landschaften blätterte ich um; mein Herz klopfte, als unterbreitete ich das alles einem gestrengen Lehrer, von dessen Beurteilung mein weiteres Fortkommen abhinge. Er schwieg, hielt nur manchmal meine Hand fest, wenn sie ein Blatt zu schnell umschlagen wollte, und immer waren es jene Arbeiten,

die mir, wie ich allzugut selbst wußte, gelungen waren.

Nachdem ich den Deckel zugeklappt hatte, sagte er leise: „Es ist schön, wenn ein Mensch sich in solchen Dingen verlieren kann. Ich beneide alle Künstler. Ihre Welt ist größer und weiter als die unserige. Der Dichter pflückt sich die Sterne vom Himmel, der Maler greift sich das Licht, und der Komponist erlebt in dem Aufklingen einer Harmonie die ganze Welt. Verglichen mit ihnen sind wir wie Würmer, die sich nie von der Erde erheben können. Wir müssen, um nur einen Bruchteil von dem zu erleben, lange Reisen machen, die Geld kosten. Eure Reisen, denen kein Ziel gesetzt ist, kosten euch keinen Pfennig.“ Nachdenklich fuhr er fort: „Das habe ich schon als Junge empfunden, und weil ich immer Sehnsucht hatte, wurde ich rastlos. Heute weiß ich, daß man sich das Glück nicht erreisen kann. Dem glücklichen Eskimo scheint das Nordlicht wärmer als dem unglücklichen Neger die Sonne Zentralafrikas.“ Er lachte. „Ich meine natürlich den unglücklichen weißen Pflanzungsbesitzer in Zentralafrika, denn ein echter afrikanischer Neger kann gar nicht unglücklich sein. Dazu ist er viel zu tief dem Natürlichen verhaftet.“

Das Kinn in beide Hände gestützt, sah ich ihn von der Seite an. Sein Gesicht war jetzt völlig verändert. Das Licht der kleinen Tischlampe, die ich vor uns auf den Boden gestellt hatte, vertiefte

die Schatten um Mund, Nase und Augen. Er sah aus wie ein Inder, streng und asketisch.

„Vielleicht besuche ich dich einmal in Koala Lumpur.“

Er zuckte zusammen und sah mich an. Dann sagte er lächelnd: „Warte, bis ich dich hole!“

„Und was geschieht, wenn ich tatsächlich warte?“

„Ich komme bestimmt. Ich werde meine Rückreise um einen Tag verschieben. In zwei Tagen wirst du zwanzig. Diesen Tag will ich noch mit dir zusammen verleben. Dann muß ich fort. Je eher ich fahre, desto früher kann ich wieder bei dir sein.“

Ich konnte nichts erwidern. Wir sahen uns an, und ich fühlte, wie sich meine Augen mit Tränen füllten. Da nahm er mein Gesicht zwischen seine Hände und berührte mit seinen Lippen meine Lider.

„Bitte, nicht traurig sein, liebe kleine Corinna“, flüsterte er, „die Zeit vergeht ja so schnell. In spätestens drei Monaten bin ich wieder bei dir“, und während er meine Hand nahm und auf jeden Finger einen kleinen, zärtlichen Kuß drückte, kam ich mir vor, als schwebte ich auf einer Wolke. Dabei lag ich auf dem Fußboden, und in meinen Hals bohrte sich die scharfe Kante meiner Zeichenmappe. Aber das spürte ich erst, als er aufsprang und mich daran erinnerte, daß wir noch nichts gegessen hatten.

Ich konnte nichts essen. Dazu war ich zu glücklich. So genügten drei Gläser Wein, um mich völlig

beschwipst zu machen. Ich beschloß ihn mit Orangenschalen, dann warf ich ihm Nußkerne in den Mund, und zuletzt zeigte er mir, wie man gemeinsam aus einem Glas trinkt, ohne dabei die Lippen seines Partners zu berühren. Daß unsere Lippen dann doch zusammentrafen, war meine Schuld, weil ich mich nach den seinen sehnte. Einmal blickte er auf seine Armbanduhr. Ich band sie ihm ab und versteckte sie. So fröhlich und ausgelassen war ich noch nie. Alles war Glück, jede Bewegung und jedes Wort, und als er sich verabschieden wollte, bat ich ihn, bei mir zu bleiben.

„Du weißt“, sagte er plötzlich sehr ernst, „daß ich dich dann in meine Arme nehme.“

Ich nickte.

„Und du weißt, daß ich in spätestens drei Tagen nach Koala Lumpur zurückfahren muß?“

„Ich weiß“, sagte ich ungehalten. „Ich weiß alles. Ich bin kein Kind mehr. Ich weiß sogar, daß ich dich nie wiedersehen werde. Aber es ist mir gleichgültig. Ich liebe dich und . . .“

Ich konnte nicht weitersprechen, und als er mich umarmte, fing ich an zu schluchzen. Da hob er mich auf und trug mich wie ein Kind hinüber in die Kammer, in der mein Bett stand . . .



Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war es bereits heller Tag. Ich blinzelte in das Licht,

schloß aber sogleich wieder die Augen und überließ mich ganz dem wunderbaren Gefühl des langsamen Erwachens. Endlich wußte ich, was Glück war. Die kleinste Bewegung, jeder Atemzug, die Berührung der eigenen Haut, auf der ich immer noch die Liebkosungen des Geliebten zu verspüren meinte, und das Hinauszögern jenes Augenblicks, in dem ich meine Augen öffnen würde, um ihn an meiner Seite zu finden, das alles war grenzenloses Glück. Während ich mich behutsam auf den Rücken drehte, stellte ich mir sein Gesicht vor; ich rief mir alle Worte ins Gedächtnis zurück, die er mir in der Nacht zugeflüstert hatte. Vorsichtig bewegte ich mein Bein, dann meinen Arm, und zuletzt öffnete ich verwirrt die Augen.

Ich war allein. Ich blickte auf meine Uhr und stellte fest, daß es wenige Minuten nach zehn war. Ich sprang aus dem Bett und lief hinüber ins Atelier. Auf dem Tisch lag ein Zettel.

„Guten Morgen, Geliebte! Mir fiel ein, daß ich um halb zehn eine Verabredung in meinem Hotel habe. Ich wollte Dich nicht wecken. Bitte sei um zwölf in der Bar vom Ritz. Als ich Dich zum Abschied küßte, hast Du wie ein Kind geseufzt. Peter.“

Sein erster Brief an mich. Wieder und wieder las ich die wenigen Sätze. Dann faltete ich das Papier sorgfältig zusammen und verwahrte es in dem Kasten, in dem sich mein kostbarster Besitz,

Briefe und Schmuckstücke meiner Eltern, befand. Während ich mich wusch und kämmte, tanzte ich durch das Zimmer und sang, und als ich später vorm Spiegel stand, unterzog ich mich zum erstenmal einer kritischen Prüfung.

Daß ich hübsch war, wußte ich längst. Meine Freunde und Bekannten hatten es mir unzählige Male gesagt. Schon in der Schule spürte ich die neidischen Blicke meiner Mitschülerinnen, ihre bösen und häßlichen Gedanken, wenn einer unserer Lehrer mir über das Haar strich oder bei mir Fehler übersah, die er bei andern tadelte. Noch schlimmer war es dann in der Tanzstunde. Denn die acht Jünglinge, die acht jungen Damen gegenüberstanden, sahen, wenn es ans Auffordern ging, nur mich. Wild schossen sie auf mich zu, brachten sich gegenseitig zu Fall und stellten mir auch nach der Tanzstunde nach. Die jungen Damen lohnten mir diese Bevorzugung mit Verleumdungen, die so weit gingen, daß die Mütter sich über mich beschwerten und ich zuletzt aus der Tanzstunde ausgeschlossen wurde.

Natürlich schmeichelte es mir, überall, wo ich erschien, Mittelpunkt zu sein, andererseits waren mir die ständigen Verfolgungen lästig, denn oft wurde ich auf der Straße oder in Lokalen auch von fremden Männern angesprochen, deren Zudringlichkeiten ich mich kaum erwehren konnte. Dann verwünschte ich meine Schönheit; ich hätte viel darum gegeben, weniger auffallend auszusehen.

Jetzt aber hatte ich einen Geliebten, dem ich gefallen wollte, und während ich mich im Spiegel betrachtete, versuchte ich, mich mit seinen Augen zu sehen. Mit meiner Größe war ich zufrieden. Auch meine Figur war so, daß ich es mit jedem Mannequin aufnehmen konnte. Daß meine rechte Brust etwas größer war als meine linke, ärgerte mich, ließ sich aber nicht ändern. Besonders schön waren meine Schultern, und ich beschloß, Peter zum Besuch eines Nachtlokals zu verführen, wo ich mein gelbseidenes Abendkleid tragen konnte.

Ich trat näher an den Spiegel heran und prüfte mein Gesicht. Am besten gefielen mir meine Haare. Sie waren von jenem Blond, das bei künstlichem Licht einen leicht rötlichen Schimmer annimmt. Weich und dicht besaßen sie alle Eigenschaften, die Haarkünstler zu verwegenen Schöpfungen anregen. Das war der Ausspruch eines der besten Friseure in Paris, der mir verschiedene Male den Vorschlag gemacht hatte, mich ihm als Modell zur Verfügung zu stellen.

Mit der Stirn war ich zufrieden. Die kleine Falte, die sich zu meiner Nasenwurzel hinzog, zeigte sich nur, wenn ich beim Zeichnen die Augen zusammenkniff. Das ließ sich bei Peter vermeiden. Mir fiel ein, daß André in einem seiner Gedichte meine Augen mit smaragdfarbenen Seen verglichen hatte, eine jener albernen Übertreibungen, zu denen Dichter sich allzu leicht hinreißen lassen. Sie

schimmerten grünlich, und vielleicht wurde ihre Farbe durch meine langen Augenwimpern noch vertieft. Aber mit Smaragden hatten sie nichts zu tun. Meine Nase erschien mir etwas zu klein. Der Mund dagegen konnte sich sehen lassen. Nie brauchte ich seine natürliche Form mit dem Lippenstift zu korrigieren. Das Schönste aber war zweifellos mein Teint, der noch nie mit Cremes in Berührung gekommen war; wenn die Mädchen in der Malschule behaupteten, daß ich ihn mit der Porzellantinktur der Madame Dorier bearbeite, so war das eine glatte Lüge.

Zufrieden mit meiner Prüfung streckte ich mir die Zunge heraus und begann mich anzukleiden. Ich nahm mein lachsfarbenes Kleid aus Honan-seide mit dem viereckigen Ausschnitt, der tief genug war, um noch den kleinen Leberfleck über meiner linken Brust freizugeben. Nachdem ich mir endlich das neue Frühjahrshütchen auf die Locken gestülpt hatte, stellte ich enttäuscht fest, daß erst eine halbe Stunde vergangen war.

So machte ich mich ans Aufräumen. Da mir dabei Peters Armbanduhr zwischen die Finger geriet, wurde mir die Zeit nicht lang. Ich hielt sie an mein Ohr, verfolgte das leise Ticken, mit dem sie sonst seinen Pulsschlag begleitete, und öffnete zuletzt den goldenen Deckel. Ich betrachtete das Werk; dann glitten meine Augen über eine Widmung auf der Innenseite: „Ich bin immer bei dir. Dagmar.“ Sekundenlang schloß ich die

Augen. Zum erstenmal in meinem Leben verspürte ich jenen heftigen Schmerz, mit dem sich die furchtbarste Krankheit, die Eifersucht, meldet. Wer mochte diese Dagmar sein? Ob er sie liebte? Ich ertappte mich dabei, wie ich mit dem Fingernagel über die Widmung hinwegfuhr, als wollte ich sie auskratzen. Wer diese Dagmar auch sein mochte, sie hatte kein Recht an ihn. Sie hatte ihn nicht glücklich gemacht.

Ich schloß den Deckel. Plötzlich überfiel mich der Gedanke, etwas in die Uhr hineinzulegen, was stärker war als diese Widmung. Ich ging zum Spiegel, zog mir mit der Pinzette eine Augenwimper aus und legte sie zwischen Glas und Zifferblatt. Sie sah aus wie ein feiner Sprung. So spielte ich mit der Zeit und merkte nicht, daß die Zeit mit mir spielte. Denn als mir die Stellung der Zeiger bewußt wurde, fuhr ich erschrocken auf. Selbst wenn ich ein Taxi nahm, würde ich mich um mindestens eine Viertelstunde verspäten. Ich verwünschte alle Dagmars der Welt, warf die Uhr in meine Handtasche und lief aus dem Atelier.

*

Zwanzig Minuten nach zwölf betrat ich atemlos die Ritzbar. Nur ein Tisch war besetzt. Drei Herren saßen an der Bar. Peter konnte ich nicht entdecken. Verwirrt blieb ich stehen. Vielleicht war er, des Wartens überdrüssig, wieder fortgegangen.

Doch verwarf ich diesen Gedanken sofort, denn mir fiel ein, daß es sonst keinen Ort gab, wo wir uns hätten treffen können. Meine Straße und Hausnummer hatte er sich bestimmt nicht gemerkt. Wahrscheinlich dauerte seine Verabredung im Hotel länger, als er angenommen hatte. Dann konnte er jeden Augenblick eintreffen. So suchte ich mir einen Tisch, von dem aus ich die Tür im Auge behalten konnte, und bestellte mir einen Apéritif.

Es gibt wohl nichts Quälenderes als das Warten auf einen Menschen, dem man mit seinem ganzen Herzen entgegenfiebert. Die Sekunden dehnen sich dann zu Minuten, die Minuten zu Stunden. Dann wartet nicht nur der eigene Körper; alles wartet: der Tisch, an dem man sitzt, das leere Glas, und die unbarmherzige Uhr, deren Zeiger das Kommen des Geliebten mit jedem Vorrücken immer unwahrscheinlicher machen. Inzwischen erfinden die Gedanken tausend furchtbare Möglichkeiten. Man sieht ihn überfahren auf der Straße liegen oder, was fast noch quälender ist, eine andere Frau hält ihn fest, so daß er darüber alles andere vergessen hat. So vergingen zwanzig Minuten. Dann erschien ein Page und rief meinen Namen. Jemand verlange mich am Telefon.

Ich sprang auf und folgte ihm. Jetzt war alles gut. Ich würde Peters Stimme hören und er würde mir sagen, daß er bald käme. Ich ergriff den

Hörer und meldete mich. Niemand antwortete. Ich preßte die Muschel an mein Ohr, rief hundertmal Hallo, aber alles blieb still. Ich wagte nicht, den Hebel niederzudrücken, stand in der engen Zelle und kam mir vor wie eine Gestorbene, die vergeblich in den leeren Äther hineinhorcht, in dem es keine Stimmen gibt. Bis es in der Leitung einen harten Knacks gab und eine Frauenstimme sich meldete:

„Hier Bourget. Sprechen Sie noch?“

Verzweifelt schrie ich hinein, daß ich überhaupt noch nicht gesprochen hätte, und ich flehte sie an, die Verbindung wiederherzustellen. „Einen Augenblick“, kam die Antwort und gleich darauf: „Der Teilnehmer hat angehängt.“ Wieder knackte es. Dann war alles still.

Wie lange ich dort gestanden habe, weiß ich nicht mehr. Ich verließ die Telefonzelle erst, als ein Mann sich draußen ungeduldig bemerkbar machte. Ich ging zurück an meinen Tisch und wartete weiter.

Öffnete sich die Tür, so fuhr ich zusammen. Betrat der Geschäftsführer oder der Page den Raum, so blickte ich ihnen mit einer Spannung entgegen, die sie jedesmal veranlaßte, nach meinen Wünschen zu fragen. Und die ganze Zeit hörte ich die Stimme der Telefonistin: Hier Bourget.

Bourget war der Flugplatz. Wer von Bourget aus anrief und sich verabschiedete, verließ Paris

und wahrscheinlich Frankreich. Bourget bedeutete Trennung, Bourget war die erste Station auf dem langen, unbarmherzigen Wege, der nach Koala Lumpur führte.

Ich wartete über eine Stunde. Die anderen Gäste hatten die Bar längst verlassen und waren zum Essen gegangen. Nur der Barkeeper lümmelte sich vor seinen funkelnden Flaschen und Gläsern, gähnte und blickte abwechselnd zu mir und in eine Zeitung. An den Stühlen und Tischen zählte ich ab, ob Peter noch kommen würde; zuletzt zerpfückte ich die Blütenblätter der Blumen, die in einer silbernen Vase auf meinem Tisch standen. Bis ich den spöttischen Blick eines Mannes spürte, der schräg hinter mir saß. Da stand ich auf und verließ die Bar.

Stunden wurden zu Tagen, Tage zu Wochen und Wochen zu Monaten. Ich wartete. Mir blieb gar nichts anderes übrig als zu warten, denn alles, was mich bis zu dem Augenblick, in dem ich Peter Mansfield begegnet war, gehalten und ausgefüllt hatte, existierte nicht mehr. Ich war nur noch ein sinnloses Geschöpf, das lebte, weil es nicht sterben konnte. Verlief auch mein Alltag wie vorher, die Menschen und Dinge glitten wie Schatten an mir vorüber. Kaum daß ich sie bemerkte. Selbst meine Arbeit auf der Malschule interessierte mich nicht mehr. Der Tag war mein Feind. Ich sehnte mich nach den Abenden und Nächten, den Stunden, in denen ich endlich wieder allein war. Dann warf ich mich auf mein Bett und erlebte im Traum, was ich nicht vergessen konnte. Jedes Geräusch auf der Treppe ließ mich emporschrecken, jedes Klingelzeichen versetzte mich in einen Zustand höchster Spannung. Er ist's, rief mein Herz, und wenn mein Verstand mir auch hundertmal sagte, daß er es nicht sein konnte, so zitterten mir doch die Knie, und ich öffnete die Tür voller Erwartung.

Der Sturz in den Abgrund der Enttäuschung war jedesmal so betäubend, daß ich Stunden

brauchte, um mich davon zu erholen. Dann lag ich wie eine Tote, unfähig einen Gedanken zu fassen, bis der Schlaf sich zuletzt meiner erbarmte.

Meine Freunde und Bekannten, die anfangs ernstlich besorgt um mich waren, zogen sich bald zurück. Ich behandelte sie schroff und wurde, wenn das nichts half, beleidigend. Ich wollte allein bleiben. So groß waren meine Sehnsucht, Hoffnung und Erwartung, daß neben ihnen kein Raum für etwas anderes blieb.

„Warte, bis ich dich hole!“ Wie tröstlich sind Worte, solange man glaubt. Wird aber der Glaube erschüttert und schleichen sich Zweifel ins Herz, so ist das Warten eine einzige Qual. Ich hatte ihm geschrieben. Es war ein kurzer Brief, wenige, nichtssagende Worte, aber er enthielt meine Adresse. Da es ein Luftpostbrief war, konnte ich in vierzehn Tagen mit einer Antwort rechnen. Noch nie hat ein Mensch den Postboten sehnsüchtiger erwartet als ich in diesen Wochen. Oft kam ich zu spät in die Malschule, weil ich mich nicht entschließen konnte, mein Atelier zu verlassen. Aber immer schüttelte der Briefträger den Kopf, und die wenigen Male, die er mir freudestrahlend Post überreichte, waren noch enttäuschender. Denn der Brief, von dem ich Tag und Nacht träumte, war nicht darunter.

So wurde ich zwischen Hoffnung und Enttäuschung hin und her gerissen, bis ich eines Tages den Entschluß faßte, Peter Mansfield zu verges-

sen. Ich wollte nicht mehr leiden. Um mir meinen Entschluß zu erleichtern, stürzte ich mich wie eine Besessene in die Vergnügen, die der Pariser Winter bietet. Denn den Sommer und den Herbst hatte ich erwartet. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, so kann ich mich keiner einzigen Stunde erinnern, in der die Sonne geschienen hätte.

Meine Freunde, die mich mit Begeisterung wieder in ihrer Mitte aufnahmen, stellten keine Fragen. Sie schienen glücklich, mich verwöhnen zu können, schleppten mich von Atelierfest zu Atelierfest, und es gab Tage, an denen ich von den nächtlichen Vergnügen so müde war, daß ich in der Zeichenstunde einschlief.

Der einzige Mensch, der vielleicht ahnte, was in mir vorging, war mein alter Lehrer. Jedenfalls spürte ich oft, wie er mich nachdenklich ansah, doch ging ich ihm aus dem Wege und vermied jede Gelegenheit, mit ihm allein zu sein. Ich konnte nicht mehr zeichnen oder malen. Ich erledigte nur meine Aufgaben. Das Feuer der Begeisterung war erloschen.

Was wissen die Männer von der Liebe einer Frau! Immer haben sie etwas, woran sie sich festhalten können, was sie davor bewahrt, sich völlig zu verlieren. Wir Frauen dagegen sind diesem Gefühl ausgeliefert wie dem Urteilsspruch eines Gottes, gleichgültig welchem Beruf wir uns verschrieben haben. Und legte man uns die Verantwortung für die ganze Welt in die Hände, lieben

wir, so hört alles andere auf zu bestehen. Dann gibt es für uns nur noch den geliebten Mann. Alles haben wir dann vergessen, und wird unsere Liebe nicht erwidert, so verlaufen wir uns wie Kinder, die ihren Beschützer verloren haben.



In jenem Winter verlief ich mich so hoffnungslos, daß ich wohl nie mehr zu mir selbst gefunden hätte, wenn ich nicht Zeuge eines Gesprächs geworden wäre, das mich völlig aus meiner Teilnahmslosigkeit herausriß und meinem Leben die entscheidende Wendung geben sollte. Es war im Theater Pigalle anläßlich einer Premiere, zu der mir der Hauptdarsteller, der bekannte Schauspieler Pierre Ponteau, die Karte geschickt hatte. Denn Pierre Ponteau, der schönste Mann von Paris, dessen Fotografie über den Betten der Backfische hing und der sich vor den Nachstellungen der Frauen kaum zu retten wußte, liebte mich. Er liebte mich so verzweifelt, daß er mich sogar gebeten hatte, seine Frau zu werden. Es verging kein Tag, an dem er mir nicht Blumen schickte, keine Stunde, in der er mich nicht anrief und bestürmte, ihn endlich einmal zu besuchen. Und gestern hatte ich ihm versprochen, die Premiere ganz allein mit ihm in seiner Wohnung zu feiern. Ich konnte es ihm versprechen, weil ich mich entschlossen hatte, ihn zu heiraten.

Denn unter den vielen Männern, die mir den Hof machten, mit denen ich flirtete, tanzte und von denen ich mich küssen ließ, war er der einzige, der mir gefiel. Vielleicht war ich sogar in ihn verliebt, und wenn nicht in ihn, so doch in seinen herrlichen Kopf und in seine Stimme, die er beherrschte und auf der er zu spielen verstand wie ein großer Musiker auf seinem Instrument.

So hatte dieser Theaterbesuch für mich etwas Schicksalhaftes. Die Entscheidung war gefallen. Ob sie mir Glück oder Unglück brachte — ich wollte diesen Weg gehen, um endlich Ruhe zu finden.

Das Stück war gut. Pierre spielte, wie immer, großartig. Dennoch berührten mich die Vorgänge auf der Bühne kaum. Ich saß da wie in einer Narkose, hörte alles, sah alles; wollte ich es aber begreifen, so entglitten mir die Zusammenhänge.

Obwohl Pierre mich während der Pause in seiner Garderobe erwartete, blieb ich auf meinem Platz. Gedankenlos starrte ich auf das Programm, als ich zusammenfuhr. Vor mir saßen ein Herr und eine Dame. Plötzlich fiel in ihrem Gespräch der Name, den ich seit Monaten aus meinem Gedächtnis verbannt hatte: Peter Mansfield.

„Haben Sie etwas von Ihrem Bekannten Peter Mansfield gehört?“

Gebannt wartete ich auf den nächsten Satz.

Der Herr schüttelte den Kopf. „Leider nein. Ich weiß nicht einmal, ob er seinen Sohn noch lebend angetroffen hat. Der Brief, den er für mich

in seinem Hotel hinterließ, war das letzte Lebenszeichen.“

„Wie hieß noch der komische Ort, bei dem seine Pflanzung lag?“

„Koala Lumpur“, erwiderte der Herr.

„Richtig“, sagte die Dame, „ich bin diesem Namen dann wieder in einem englischen Roman begegnet, den ich nicht zu Ende gelesen habe, weil er zu trostlos war. Ich kann nicht begreifen, wie Mansfield dort leben kann. Er war an dem Abend bei Ihnen der einzige Mann, der mich interessiert hat. Ich bedauerte nur, daß er so schweigsam war.“

„Dort drüben verlernen die Leute das Sprechen. Früher war er ganz anders. Seitdem er in Indien lebt, weiß ich weniger von ihm als von meiner Waschfrau.“

„Dazu gehört nicht viel“, stellte die Dame lachend fest, und dann wechselten sie das Thema.

Ich lehnte mich zurück und schloß die Augen. Jetzt wußte ich, warum er so plötzlich abgereist war. Wahrscheinlich hatte ein Kabel ihn zurückgerufen. Hatte er aber einen Sohn, so mußte er auch verheiratet sein. Andererseits war er nicht der Typ, der den Ehering abstreift, um jungen Mädchen die Köpfe zu verdrehen. Fragen über Fragen, die nur er mir beantworten konnte. Aber zwischen ihm und mir lag dieses entsetzliche Wort, das soeben wieder gefallen war: Koala Lumpur. Draußen erklang das Klingelzeichen. Die Pause

war vorüber. In wenigen Minuten mußte der Vorhang sich heben. Pierre würde auf der Bühne erscheinen, mein Gesicht suchen und mir einen fragenden Blick zu werfen, weil ich nicht in die Garderobe gekommen war; und plötzlich wurde mir bewußt, daß ich im Begriff stand, eine Ungeheuerlichkeit zu begehen. Ich wollte mich einem Mann verbinden, den ich nicht liebte, den ich nie lieben konnte, weil ich mich längst für einen anderen entschieden hatte. Ich sprang auf und verließ fluchtartig das Theater.



Noch in derselben Nacht faßte ich den Entschluß, Peter Mansfield aufzusuchen. Es war nicht einmal ein heroischer Entschluß, denn ich wußte, daß ich mit dem Tage meiner Großjährigkeit, von dem mich nur noch wenige Wochen trennten, den Rest meines elterlichen Vermögens erbte, das Onkel Jacques für mich verwaltete. Ich wollte nach Koala Lumpur fahren und von dort nach Tanah Senang, vor ihn hintreten und ihn fragen, ob er mich noch liebe. Nahm er mich dann in seine Arme, war alles gut; gab er zu, daß er nur mit mir gespielt hatte, so war es gleichgültig, ob ich mir in Malakka das Leben nahm oder in Paris. Alles war klar und einfach. Ich wunderte mich nur, daß ich nicht schon früher auf diese selbstverständliche Lösung gekommen war.

In diesem Augenblick ahnte ich nicht, daß ich meine Reise schon in drei Wochen antreten würde, denn vier Tage später erschoss Pierre Ponteau sich in meinem Atelier.

Armer Pierre, hättest du mich doch nie kennengelernt! Noch heute sehe ich dich vor mir, wie du in der Pose des klassischen Tragöden die Pistole an deine Schläfe setztest und mir die Entscheidung über dein Leben aufzwangst. „Entweder heiratest du mich oder ich töte mich.“ Jeden Tag spieltest du diese Szene, und jeden Tag umklammerte ich deinen Arm und bat dich, Vernunft anzunehmen. Ich war so ehrlich, daß ich dir meine Liebe zu Peter Mansfield gestand und dir erzählte, daß er der einzige Mann war, der mich in seinen Armen gehalten hatte. Ich ertrug sogar, daß du ihn beschimpfstest. Und wenn du weintest, tröstete ich dich mit der ganzen Kraft meiner Beredsamkeit, und wurdest du zornig, gebärdetest du dich wie ein Wahnsinniger, saß ich still auf der Couch und ließ dich toben. Mein ganzes Geschirr fiel dir zum Opfer, und ebenso das Bild des nackten Mädchens neben der gelben Gardine, meine beste Arbeit, das du von der Staffelei warfst und mit den Füßen zertratest. Auch das habe ich dir verziehen. Bis mich dann am vierten Tage die Geduld verließ und ich dich, weil ich dir die Selbstmörderpose nicht glaubte, ärgerlich aufforderte, endlich die Pistole abzudrücken. Ich wußte ja nicht, daß sie geladen war. Du aber drücktest sie ab, und wäh-

rend du langsam in die Knie fielst, begann ich zu schreien. Das Entsetzliche war nicht der Schuß. Weit entsetzlicher war der Ausdruck deines Gesichts, dieses ungläubige Staunen darüber, daß du nun doch wahrgemacht hattest, was wahrscheinlich immer nur ein Spiel bleiben sollte. Als du dann tot zusammenbrachst, war mir zumute, als dürfe auch ich nicht länger leben. Ich ging zu dir, bückte mich und griff nach der Pistole. Vielleicht hätte ich mich getötet, wenn ich nicht das kleine runde Loch an deiner Schläfe gesehen hätte, diese winzige Wunde, die genügt hatte, um den großen, berühmten Schauspieler Pierre Ponteau, den beliebtesten Mann von Paris, auszulöschen. In diesem Augenblick verließ mich der Mut. Ich konnte nur noch weinen.

*

Die zwei Tage, die ich in Untersuchungshaft verbrachte, waren verglichen mit dem, was dann folgte, eine Wohltat. Als ich das Gefängnis verließ, drängten sich vor dem Tor Hunderte von Frauen, die mich bespuckten, beschimpften und mich sicherlich gelyncht hätten, wenn die Polizei mich nicht beschützt hätte. In meinem Atelier fand ich neben unzähligen Drohbrieffen Filmangebote und Heiratsanträge, den ganzen Unflat, den die Publizität in Bewegung setzt, und die Concierge teilte mir noch am gleichen Abend mit, daß der

Wirt mir infolge Erregung öffentlichen Ärger-
nisses gekündigt habe. Und unablässig verfolgte
mich die Erinnerung an das wachsbleiche Gesicht
des Toten.

So band ich mir einen Schleier vor das Gesicht,
ließ alles stehen und liegen und lief zu Gaston
Verviers, dem einzigen Menschen, von dem ich
wußte, daß er nichts von mir wollte. Denn was
niemand vermocht hatte, Peter Mansfield war es
geglückt. Er hatte aus dem verschrobenen Gaston
einen vernünftigen Menschen gemacht.

Er empfing mich in seiner Bude und war bereits
über alles unterrichtet. Denn es gab keine Zeitung,
die diese Sensation nicht in großen Schlagzeilen
gebracht hätte, und da man gleichzeitig mein Bild
veröffentlicht hatte, war ich bekannt wie ein bun-
ter Hund.

„Du mußt hier fort“, war das erste, was er
mir sagte. Als ich ihm erwiderte, daß ich kein
Geld hätte, bot er mir sofort seine Ersparnisse
an. Gemeinsam überlegten wir weiter. Längst
wußte er, daß ich Peter Mansfield liebte; wahr-
scheinlich war er der einzige Mensch, der mich
auch in den Monaten wilder Ausgelassenheit durch-
schaut hatte. So war er nicht weiter erstaunt, als
ich ihm den Plan meiner Indienreise enthüllte.
Er riet mir, so schnell wie möglich meinen Vor-
mund aufzusuchen und ihn zu bitten, mir mein
Vermögen schon jetzt auszuzahlen. Die Tatsache,
daß seine Nichte sich unmöglich gemacht hatte,

würde ihn vielleicht bestimmen, meinem Wunsch zu entsprechen.

Schon am nächsten Tag stand ich vor meinem Onkel. Er behandelte mich wie etwas Ekelerregendes, bedeutete mir mit ausgestreckter Hand, ihm fern zu bleiben und sprach durch die Nase, als haftete mir ein aufdringlicher Geruch an. Sobald ich ihm sagte, daß ich Frankreich verlassen wollte, wurde er zugänglicher.

Wohin ich denn zu fahren gedenke?

„Nach Indien“, erwiderte ich.

Er vergaß sich soweit, daß er auf mich zutrat und fragte, ob ich verrückt geworden sei?

„Ich will dort malen.“

Kopfschüttelnd erklärte er mir, daß er sich damit nie einverstanden erklären würde. Ich erinnerte ihn daran, daß ich in wenigen Wochen volljährig wäre und dann tun und lassen könnte, was ich wollte. Dieses Argument stimmte ihn nachdenklich und schien ihn schließlich zu überzeugen, denn nach einigem Hin und Her versprach er, mir das Vermögen schon in den nächsten Tagen überschreiben zu lassen. Ich erkundigte mich nach der Höhe der Summe. Er nannte einen Betrag, der mich überraschte.

Später rechnete Gaston mir vor, daß ich davon gut zehn Jahre leben konnte. Ich lachte ihn aus und sagte:

„Ich bin schon zufrieden, wenn ich mir davon eine Schiffskarte nach Malakka kaufen kann.“

„Und wenn Peter Mansfield nicht mehr in Malakka lebt?“

„Dann erfahre ich bestimmt, wo ich ihn finden kann.“

„Und wenn er verheiratet ist?“

„Er ist nicht verheiratet“, erwiderte ich.

„Und wie erklärst du dir, daß er einen Sohn hat?“

„Vielleicht ist er verheiratet“, gab ich zu, „aber ich weiß, daß er seine Frau nicht liebt.“

Gaston nickte. „Hoffentlich verhält sich alles so, wie du es dir ausmalst. Immerhin würde ich diese Reise nur als einen Ausflug betrachten. Du weißt, daß es hier Menschen gibt, die ganz für dich da sind.“ Er senkte den Blick und wurde rot.

„Ich kenne Peter Mansfield“, sagte ich fest. „Ich kenne ihn wie mich selbst.“

Das redete ich mir ein, bis ich mich vierzehn Tage später in Marseille an Bord der „La Patrie“ nach Indien einschiffte.

Es gibt Menschen, die das Schicksal leugnen und alles dem Zufall in die Schuhe schieben. Sie kommen mir vor wie Steine, die jene zarten Schwingungen, die unser Leben mit einem geheimnisvollen Rhythmus erfüllen, nicht verspüren. Sie sind die ahnungslosen Tagmenschen. Sie gehen unbeirrt ihren Weg, bleiben nie stehen und behaupten, wenn sie an ihrem Ziel angelangt sind, daß sie alles aus eigener Kraft erreicht haben.

Aus eigener Kraft. Welche Anmaßung liegt in

dieser Behauptung, wenn man bedenkt, daß eine flüchtige Begegnung genügt, den Menschen aus der Bahn zu werfen, daß ein aufgefangenes Wort aus fremdem Munde den einen dem Leben, den andern dem Tode entgegenführt, und daß ein kleiner Luftzug die Schicksale wilder durcheinanderwirbeln kann als ein Orkan.

Die „La Patrie“ beherbergte 800 Passagiere. Ich hätte Konrad Suter nie kennengelernt, wenn nicht eben jener Luftzug, der durch das Öffnen einer Tür entstand, meinen seidenen Schal entführt und vor die Füße eines baumlangen Mannes geweht hätte, der mehr als zwanzig Meter von meinem Deckstuhl entfernt an der Reling stand. Er hob ihn auf, kam auf mich zu und überreichte ihn mir.

Abgesehen von der englischen Familie, mit der ich während der Mahlzeiten an einem Tisch saß, hatte ich noch mit niemandem gesprochen. Die neugierigen Blicke und das geheimnisvolle Getuschel, die mich schon bei meiner Ankunft an Bord begrüßten, bewiesen mir, daß die Presse ganze Arbeit geleistet hatte. Der Fall Pierre Ponteau und Corinna Dubois war in ganz Frankreich Tagesgespräch. So setzte ich meine ablehnendste Miene auf, übersah alle Annäherungsversuche und schob meinen Deckstuhl an einen Platz, wo kein Raum für Nachbarschaft war. Den Salon und die Bar mied ich. Da ich mich reichlich mit Lektüre eingedeckt hatte, verschanzte ich mich hinter den Seiten eines Buches, eine Maßnahme, die mir bisher jede Bekanntschaft erspart hatte.

Auch jetzt war ich nicht gewillt, meine Zurückgezogenheit aufzugeben. Ich bedankte mich flüchtig und schob sofort wieder mein Buch vor das Gesicht. Trotzdem blieb der Mann neben meinem Stuhl stehen. Verwirrt hob ich den Kopf und sah ihn an. Ich begegnete einem Blick, den ich nicht erwartet hatte. Es war der Blick eines Kindes. In ihm spiegelten sich Entzücken und ungläubiges Staunen. Dann sagte der Mann etwas, was mich völlig entwaffnete:

„Gott, sind Sie schön!“

Wahrscheinlich wußte er gar nicht, was er da sagte, denn als ich ihn, um das Unmögliche dieser Situation zu überbrücken, fragte, ob er wüßte, wann wir in Port Said wären, fuhr er zusammen, und erst als ich meine Frage wiederholte, war er in der Lage, mir Auskunft zu geben. Gleich darauf machte er eine unbeholfene Verbeugung und nannte seinen Namen: „Suter“.

„Dubois“, erwiderte ich, „Corinna Dubois.“

Falls er noch nicht Bescheid wußte, so würde er jetzt merken, wen er hier anhimmelte.

„Sie sind Französin?“

„Pariserin“, sagte ich. Dann zeigte ich auf einen Deckstuhl. „Setzen Sie sich doch zu mir.“

Hilflos blickte er sich um. Lachend stand ich auf, und gemeinsam schoben wir meinen Stuhl an einen Platz, wo er sich neben mich setzen konnte. Schon jetzt wußte ich, daß dieser Mann das Gemüt eines arglosen Kindes hatte. Man

brauchte nur sein Gesicht zu sehen, um zu wissen, daß er keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Die großen blauen Augen waren von einer entwaffnenden Offenheit. Er sah aus wie ein großer Junge, ein Eindruck, der durch das blonde, struppige Haar und seine unbeholfenen Bewegungen noch verstärkt wurde. Ich schätzte sein Alter auf vierzig Jahre, wenngleich er genau so gut dreißig oder fünfzig hätte sein können. Zweifellos war er ein Mann aus den Kolonien, denn sein Gesicht zeigte dieselbe tiefgehende Bräune, die ich schon bei Peter Mansfield bewundert hatte.

„Leben Sie in Indien?“ eröffnete ich die Unterhaltung.

Er nickte. „Ich bin Pflanzer. Ich habe meine Familie in der Schweiz besucht. Aber jetzt bin ich froh, daß ich wieder zurückkomme.“

„Hat es Ihnen in der Schweiz nicht gefallen?“

„O doch, es war sehr schön. Aber das, was ich erwartete, habe ich nicht gefunden. Der Rhythmus ist ein anderer. Das Leben in Indien verläuft . . .“ Er lächelte verlegen, „Natürlich ist es unsere Schuld. Wir sind entwurzelt.“

„Was pflanzen Sie eigentlich?“

„Gummi.“

Noch bevor ich die nächste Frage stellte, ahnte ich die Antwort.

„Und wo liegt Ihre Pflanzung?“

„In der Nähe von Koala Lumpur.“

Ich gab mir keine Mühe, diplomatisch zu sein.

Geradeheraus fragte ich ihn, ob er Peter Mansfield kenne?

„Er ist einer meiner nächsten Nachbarn. Sind Sie mit ihm befreundet?“

„Befreundet ist zuviel gesagt“, erwiderte ich. Gleichzeitig ärgerte ich mich, weil ich spürte, wie ich rot wurde. „Ich habe ihn vor einem Jahr auf einer Gesellschaft kennengelernt. Er saß neben mir.“

Suter nickte. „Damals war er in Europa, doch habe ich ihn seit dieser Zeit nur noch zweimal gesehen. Einmal im Klub in Seremban, und einmal begegnete ich ihm auf dem Wege zu meiner Pflanzung.“

„Er sprach viel von seinem Sohn.“

„Sein Sohn lebt nicht mehr. Er verunglückte, kurz bevor Mansfield aus Europa zurückkehrte.“ Leise fügte er hinzu: „Er hat sehr an dem Kinde gehangen; man sagt, daß er sich seit seinem Tode völlig verändert hat. Doch bedaure ich seine Frau noch mehr als ihn.“

„Seine Frau?“ entfuhr es mir.

„Sie ist ein Engel, der beste Mensch, den ich kenne. Und so hilflos. Wenn ich sie sehe, habe ich immer das Gefühl, sie beschützen zu müssen. Denn Mansfield behandelt sie . . .“ Er unterbrach sich. „Verzeihen Sie, dort drüben wird so viel geredet.“

Ich blickte auf meine Hände und schwieg. Ich wollte keine weiteren Fragen stellen. Was ich so-

eben erfahren hatte, genügte. Zwei junge Leute gingen an uns vorüber, warfen mir einen neugierigen Blick zu und flüsterten miteinander. In meinem Kopf kreisten die Worte, mit denen mein Nachbar meinem Liebestraum das Todesurteil gesprochen hatte. Peter Mansfield verheiratet, seine Frau ein Engel, ihr Kind tot. Was wollte ich dort? Und plötzlich wurde mir klar, daß diese ganze Reise nichts anderes als die Ausgeburt einer phantastischen Idee war, in die ich mich wie ein überspannter Backfisch hineingesteigert hatte. Deswegen mußte Pierre sich das Leben nehmen, deswegen hatte ich meine Malerei im Stich gelassen, deswegen saß ich jetzt auf einem Schiff, das mich irgendwohin fuhr, wo mich nichts erwartete. Malakka. Genau so gut konnte ich nach Grönland fahren oder nach Haiti.

Die Stimme meines Nachbarn rief mich zurück:

„Und darf ich mich erkundigen, wohin Sie reisen?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte ich. Doch verbesserte ich mich sofort und sagte: „Nach Singapur.“ Dann entschuldigte ich mich und lief schnell hinunter in meine Kabine.

Aber noch am selben Abend sah ich mich nach ihm um; ich atmete auf, als er an der Seite einer alten Dame den Speisesaal betrat. Sofort nach dem Essen wollte ich ihn stellen, um alles zu erfahren, was er von Peter Mansfield wußte. Denn wie eine Ertrinkende hielt ich mich an dem Satz

fest, den er mit dem Bemerken, daß dort drüben so viel geredet würde, abgebrochen hatte. Daß Peter verheiratet war, hatte ich erfahren. Jetzt wollte ich wissen, ob er seine Frau liebe.

Ich saß noch am Tisch, als er auf mich zutrat und fragte, ob er mich seiner Mutter vorstellen dürfte. Die alte Dame hatte dieselben Augen wie er. Sie begrüßte mich mit einer Herzlichkeit, die mir bewies, daß ich für sie keine Fremde mehr war. Ihre Worte bestätigten es, als wir dann bei einem Glase Wein im Salon saßen.

„Mein Sohn hat recht“, sagte sie lächelnd. „Sie sind das schönste Mädchen, dem ich je begegnet bin.“

Dann erzählte sie mir, daß sie ihren Sohn für ein Jahr begleite. Zwar habe sich die Familie dagegen gewehrt und gemeint, daß sie dazu viel zu alt sei, aber sie fühle sich noch rüstig genug, die ganze Welt zu bereisen. Außerdem müsse sie sich um ihn kümmern. Er sei völlig verlottert und habe ein Benehmen wie ein Wilder. Dann kam sie auf Paris zu sprechen. Zuletzt ergriff sie meine Hand und sagte:

„Ich kann verstehen, was Sie in den letzten Wochen mitgemacht haben. Sie sind sehr tapfer. Ich selbst habe in meiner Jugend Ähnliches erlebt. Ich glaube kein Wort von dem, was in den Zeitungen steht.“

„Es stimmt aber“, erwiderte ich. „Pierre Ponteau hat sich tatsächlich vor meinen Augen in

meinem Atelier erschossen. Ich habe ihn sogar dazu aufgefordert.“

Sie schien mich nicht verstanden zu haben. Gütig lächelnd drückte sie meine Hand.

„Wenn man so alt ist wie ich, braucht man keine Zeitungen mehr zu lesen. Ich sehe ein Gesicht, und dann weiß ich, mit wem ich es zu tun habe.“

Ich gab mich geschlagen, und weil ich fühlte, daß ich hier zwei echten Menschen gegenüber saß, gab ich meine Zurückhaltung auf und erzählte ihnen, daß meine Reise nichts anderes als eine Flucht sei.

„Und was führt Sie ausgerechnet nach Singa-pore?“ fragte Frau Suter. Ich war auf diese Frage gefaßt und erwiderte, daß ich dort malen wollte. Ich sprach von Gauguin, der seine entscheidenden Eindrücke in Tahiti gefunden hatte.

„Ich hoffe, sie in Malakka zu finden.“

Suter mischte sich ein:

„Sie werden es nicht leicht haben. Indien ist ein Land für Männer. Die Eingeborenen haben vor der weißen Frau nur dann Achtung, wenn sie verheiratet ist. Solange Sie in Singa-pore bleiben, ist das natürlich gleichgültig. Dort können Sie in einem Hotel wohnen, wo sich genug snobistische Amerikanerinnen aufhalten. Nur glaube ich nicht, daß Ihnen diese Stadt jene Eindrücke vermitteln wird, die Sie suchen. Singa-pore ist, wenn man von der City und den Wohnvierteln

der Europäer absieht, der schmutzigste und verwahrloste Hafen der Welt. Im Innern sollten Sie malen, dort wo die Eingeborenen noch in ihrer eigenen Welt leben. Denn nur dort finden Sie noch echte Farben.“

„Wissen Sie was“, sagte seine Mutter, „Sie kommen einfach zu uns auf die Pflanzung meines Sohnes. Dort können Sie malen, soviel Sie wollen. Bei den Nachbarn führe ich Sie als meine Nichte ein, und sollten die Leute sich dennoch die Zunge zerbrechen, so können wir es auch nicht ändern.“ Sie wandte sich zu ihrem Sohn: „Du bist doch mit meinem Vorschlag einverstanden?“

Er strahlte über sein ganzes Gesicht.

„Es wäre herrlich. Nur fürchte ich, daß Fräulein Dubois ganz andere Pläne hat. Das Leben auf einer Pflanzung ist eintönig. Bei uns würde sie sich nur langweilen.“

Beide sahen mich an. Noch zögerte ich, denn es erschien mir unfair, dieses herzlich gemeinte Angebot nur anzunehmen, um mit Peter in Kontakt zu kommen.

„Lassen Sie mir noch einige Tage Bedenkzeit“, erwiderte ich. Aber ich war, als wir uns trennten, längst entschlossen, diese einmalige Gelegenheit auszunutzen, gleichgültig, was sich daraus für mich, für Peter Mansfield oder für Suter und seine Mutter ergeben würde.

Von diesem Abend an waren wir häufig zusammen. Meine Achtung für Suter und seine Mut-

ter stieg von Tag zu Tag. Nie hörte ich sie über andere Menschen schlecht reden, und die herzliche Art, in der sie an allem, was mich betraf, Anteil nahmen, rührte mich tief. So wurde mir hintertragen, daß die alte Dame verschiedene Leute zur Rede gestellt hatte, die über mich Gerüchte verbreiteten. Wenn ich fortan nur freundlichen Blicken begegnete, so lag es gewiß an meinen neuen Freunden.

Doch blieb nicht aus, was ich insgeheim befürchtet hatte. Konrad Suter verliebte sich in mich. Ich spürte es an den Blicken, mit denen er mich betrachtete, wenn er sich unbeobachtet glaubte, und ich entnahm es seinen Worten, wenn er über sich und sein Leben auf der Pflanzung sprach. Auch die Herzlichkeit seiner Mutter, ihre spontane Einladung, konnte ich mir nur so erklären, daß sie um die Gefühle ihres Sohnes wußte und sie billigte.

Das alles bedrückte mich; ich hatte Erfahrungen gemacht. Kein Mann sollte sich in mich verlieben, es sei denn, ich konnte sein Gefühl erwidern. So wartete ich nur auf die Stunde, in der ich mit Konrad Suter offen sprechen konnte.

Kurz hinter Colombo wurde die Hitze so unerträglich, daß ich beschloß, dem Beispiel vieler anderer Passagiere zu folgen und die Nächte auf meinem Deckstuhl zu verbringen. Ich ergriff Decke und Kopfkissen und begab mich in meinem Morgenrock an Deck, wo ich mir einen Platz

aussuchte, der weit genug von den übrigen Schläfern entfernt war. Ich wollte nicht gestört werden. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich bemerkte, daß ein Mann sich mir näherte. Gleich einem Schatten glitt er auf mich zu. Ich fuhr empor und wollte gerade um Hilfe rufen, als er meinen Namen flüsterte und mich in meiner Muttersprache in einem seltsam singenden Tonfall beschwor, ruhig zu bleiben. Erst jetzt sah ich, daß er in ein kimonoartiges Gewand gehüllt war. Mit gesenktem Kopf hockte er sich neben mich hin.

„Ich kenne Sie“, sang er mir ins Ohr, „und weiß, warum Sie Frankreich verlassen haben. Sie sind ein schönes Kind, viel zu schön für dieses Land. Sie werden Unannehmlichkeiten haben. Aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Wenn Sie Hilfe benötigen, so wenden Sie sich an den Mann, dessen Adresse Sie hier in dem Briefumschlag finden. Er wird Sie zu mir bringen, und ich werde Ihnen helfen.“

Ich fühlte, wie er mir einen Umschlag in die Hand schob, und bevor ich eine Frage stellen konnte, hatte er sich erhoben und glitt lautlos, wie er gekommen war, zurück in das Dunkel. Nur der Umschlag überzeugte mich, daß das, was ich soeben erlebt hatte, kein Traum war.

Gleich am nächsten Morgen erzählte ich mein Erlebnis Suter. Ich zeigte ihm auch den Zettel, den ich in dem billigen Briefumschlag gefunden

hatte und auf dem in schwer leserlicher Schrift ein chinesischer Name und eine Adresse standen.

„Ma Tong“ buchstabierte er mühsam, „Pinang, 16 Tigerroad.“ Wahrscheinlich handelte es sich hier um eine jener tausend Gassen im Eingeborenenviertel der großen Hafenstadt. Vergeblich versuchte ich, ihm den Mann zu beschreiben. Nur seine Stimme war mir im Gedächtnis geblieben. Plötzlich sah ich, wie Suter zusammenzuckte und einem Chinesen entgegenstarrte, der über sein ganzes feistes Gesicht strahlte und uns mit ausgebreiteten Armen entgegtrat. In diesem Augenblick hätte ich schwören können, daß ich meinem unheimlichen Besucher der letzten Nacht gegenüberstand. Aber kaum öffnete er seinen Mund, so wußte ich, daß ich mich täuschte. Seine Stimme war heiser wie die eines alten Raben. Die Fisteltöne des Chinesen sirrten unheimlich.

„Welche Überraschung, Sie hier zu sehen“, krächzte er und griff nach Suters Hand. „Ich dachte, Sie sitzen auf Suka Mandi, und nun treffe ich Sie in Begleitung einer schönen, jungen Dame auf hoher See.“ Er lachte meckernd, und während Suter mit einem seltsam verbissenen Gesichtsausdruck stocksteif dastand, verbeugte er sich vor mir und nannte seinen Namen: „Tan Tjin.“ Über seine Lippen glitt ein selbstgefälliges Grinsen. „Man nennt mich den König von Malakka.“

„Corinna Dubois“, sagte ich so leise, daß er

meinen Namen unmöglich verstanden haben konnte.

Mir schien es, als ob er zustimmend nickte und als ob seine hinter dicken Wülsten liegenden Augenschlitze kurz aufleuchteten; doch schon verzog sich sein breites Gesicht wieder zu dem widerlichen Grinsen, von dem man nicht wußte, ob es freundlich oder drohend gemeint war.

„Und darf man fragen, wohin Sie fahren?“

„Nach Singapore“, erwiderte ich kurz.

„Singapore“, rief er erfreut aus, „dann müssen Sie mich mit Herrn Suter zusammen besuchen. Ich werde Ihnen zeigen, was Reisende sonst nicht zu sehen bekommen, das wirkliche Gesicht Singapores. Herr Suter und ich haben sowieso noch einige geschäftliche Dinge zu regeln, Kleinigkeiten, winzige Kleinigkeiten.“ Wieder ließ er sein meckerndes Lachen hören. „Nicht wahr, Herr Suter, Sie werden mich doch mit Fräulein Dubois besuchen?“

„Ich kann es nicht versprechen“, erwiderte mein Nachbar mit einer Stimme, die genau so kalt und zurückhaltend war wie seine Haltung. „Wahrscheinlich werde ich sofort nach unserer Ankunft nach Suka Mandi fahren.“

Der Chinese hüpfte empor wie ein Gummiball.

„Aber das dürfen Sie mir nicht antun. Sie müssen kommen. Ich erwarte Sie. Denken Sie an die Gummipreise und denken Sie . . .“ Er schaltete eine Pause ein und schloß die Augen. Jetzt sah

er aus wie einer jener Dämonen, die asiatische Tempel bewachen. „Und denken Sie an Ihren toten Hausboy Ali.“

Suter erstarrte. Sein sonst so offenes Gesicht zog sich schmerzlich zusammen. Offensichtlich befand er sich in einem Zustand höchster Erregung. Schon befürchtete ich, daß er sich auf den Chinesen stürzen würde, als er sich plötzlich aufrichtete:

„Gut, ich werde kommen“, sagte er mit gepreßter Stimme.

„Und Sie?“

„Wenn Herr Suter kommt, komme ich auch.“

Tan Tjin strahlte. „Sie werden es nicht bereuen. Fragen Sie Ihren Freund, fragen Sie, wen Sie wollen. Ein Besuch bei mir ist ein unvergeßliches Erlebnis.“

Er machte eine tiefe Verbeugung; dann watschelte er wie eine dicke Ente das Deck hinunter, bis er hinter einem Aufbau verschwand.

„Kommen Sie“, sagte Suter und trat an die Reling.

„Das ist der Teufel“, flüsterte er, nachdem er sich etwas beruhigt hatte. „In ganz Indien gibt es keinen Menschen, der so böse ist. Er hat seine Finger überall, kennt jeden Menschen, Eingeborene und Europäer. Wie eine Spinne sitzt er in einem Netz, dessen Fäden die ganze Erde zu umspannen scheinen. Er muß in Colombo zugestiegen sein.“ Er schlug sich mit der Hand

gegen die Stirn. „Ich Esel!“ rief er aus, „daß ich nicht gleich darauf gekommen bin. Der Zettel, den Sie mir gezeigt haben, stammt natürlich von ihm.“

Ich schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich. Der Mann, der ihn mir gab, ist mit Tan Tjin nicht identisch.“

„Mag sein. Dennoch bin ich überzeugt, daß er seine Hand im Spiel hat. Bitte, geben Sie mir das Papier!“

Ich öffnete meine Handtasche und reichte ihm den Zettel. Er nahm ihn und ließ ihn über Bord wehen.

„Vergessen Sie diesen Mann. Ich bete zu Gott, daß er Ihnen nie mehr über den Weg läuft.“

„Aber wir wollen ihn doch besuchen“, sagte ich erstaunt.

„Ich denke nicht daran, weder allein noch mit Ihnen zusammen. Hinter dieser Einladung verbirgt sich irgendeine Teufelei. Ich habe ihn einmal in Pinang besucht. Das genügt mir. Dieser Besuch war tatsächlich ein unvergeßliches Erlebnis.“

„Erzählen Sie!“ forderte ich ihn auf, denn ich brannte vor Neugierde.

„Ich will nicht darüber sprechen“, sagte er unwillig, und dann fügte er leise hinzu: „Nicht mit Ihnen.“ Er faßte nach meiner Hand. „Bitte, versprechen Sie mir, daß Sie ihm, wo immer Sie ihn auch treffen, aus dem Wege gehen werden.“

Ich versprach es ihm, konnte aber nicht verhindern, daß ich dem Chinesen noch zweimal an Bord begegnete. Einmal stieß ich unmittelbar vor meiner Kabinentür mit ihm zusammen; das zweitemal trafen wir uns an Deck. Er sprach mich nicht an, er lächelte nur, wenngleich es ein ganz anderes Lächeln war als das, was ich in Erinnerung hatte. Es war ein gütiges Lächeln, ja ich möchte fast sagen, ein Lächeln voller Wehmut, das mich verwirrte und nachdenklich stimmte. So beschäftigte ich mich mehr mit ihm als Konrad Suter lieb gewesen wäre, wenn er es gewußt hätte. Doch wohlweislich schwieg ich.

Einen Tag vor unserer Ankunft in Singapore kam es zwischen uns zu der von mir sehnlich erwarteten Aussprache. Seine Mutter war bereits schlafen gegangen. Wir lagen nebeneinander auf unseren Deckstühlen und schauten in den Himmel, über den die Sternschnuppen in so großer Zahl hinschossen, daß man gar nicht auf den Gedanken kam, ihnen Wünsche mitzugeben. Er sprach von seiner Kindheit, erzählte, wie er für eine Schweizer Firma nach Indien gegangen war und sich nach dem Tode seines Vaters die Pflanzung Suka Mandi gekauft hatte. Dann gestand er mir, daß er mich liebe. Er bewegte sich nicht, aber seine Stimme zitterte vor Erregung. Ich brachte es nicht übers Herz, ihn zu unterbrechen. Alles schüttete er vor mir aus, seine Sehnsucht und die Sinnlosigkeit seines jetzigen Lebens, in

dem es keinen Menschen gab, dem er etwas bedeuten konnte.

„Es ist vermessen, wenn ich Sie bitte, meine Frau zu werden. Sie sind jung und schön. Die ganze Welt steht Ihnen offen. Gingen Sie nach Amerika, so könnten Sie sicherlich einen Millionär finden oder einen berühmten Schauspieler. Ich kann Ihnen nichts anderes bieten als meine Liebe. Denn das Leben auf Suka Mandi ist eintönig. Außerdem weiß ich genau, daß ich weder amüsant noch unterhaltend bin. Wahrscheinlich bin ich ausgesprochen langweilig. Es ist mir nicht gegeben, Dinge und Menschen anders zu sehen, als sie sind, und meine Phantasie erstreckt sich nur auf versponnene Träumereien, über die man mit keinem Menschen reden kann.“ Er seufzte. „Schon oft habe ich mir gewünscht, anders zu sein, wie Mansfield zum Beispiel oder wie Dickens. Wenn sie erscheinen, macht man ihnen Platz; wenn sie sprechen, verstummt alles.“

Er schwieg. Ich blickte in die Sterne, und auch ich wünschte mir, anders zu sein. Wie einfach wäre alles, wie klar und schön, wenn ich ihn lieben könnte. Denn daß er ein Mann war, auf den eine Frau sich ganz verlassen konnte, wußte ich längst. Dann dachte ich an Peter und den Tag, an dem ich endlich Gewißheit haben würde. Wieder befielen mich Zweifel, und nur zögernd begann ich zu sprechen:

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr

Suter. Ich will zu Ihnen genau so offen sein, wie Sie zu mir waren. Ich liebe einen andern Mann. Ob er mich liebt, weiß ich nicht. Ich fürchte, daß er mich längst vergessen hat. Und darum kann ich Ihnen keine Antwort geben. Lassen Sie mir Zeit. Bald werde ich alles wissen, und dann werde ich Ihnen meinen Entschluß mitteilen.“

„Sie lieben Peter Mansfield.“

„Ja, ich liebe Peter Mansfield, und ich möchte Sie bitten, mir alles zu erzählen, was Sie von ihm wissen.“

„Ich weiß nicht viel von ihm. Er erbte Tanah Senang von seinem Onkel, der sich das Leben nahm. Er kam vier Jahre später als ich nach Malakka. Er arbeitete wie ein Büffel und brachte die ziemlich heruntergewirtschaftete Pflanzung wieder hoch. Dennoch ließ er keine Festlichkeit, keinen Saufabend vorübergehen, ohne daran teilzunehmen. Die Frauen auf den Pflanzungen vergötterten ihn. Er war amüsant, tanzte glänzend und verstand es, sie zu nehmen. Er hatte alles, was mir fehlt. Bis er dann heiratete. Sie stammte aus Singapore, eine Dänin, blond und schön, der reinste Engel. Anfangs glaubten wir alle, daß die Ehe glücklich sei. Vielleicht war sie auch glücklich. Wir hatten keinen Einblick in seine häuslichen Verhältnisse, denn von dem Tage der Verheiratung an schloß er sich ab. Dann bekam sie den Sohn, und sie erschienen wieder im Klub, den ich nur selten besuchte. Immerhin habe ich sie dort

einige Male getroffen. Es war nicht schön, denn er behandelte die Frau wie eine Aussätzige. Beim Abschied war er meistens schrecklich betrunken. Wir atmeten auf, wenn wir später hörten, daß sie wohlbehalten auf der Pflanzung angekommen waren. Später ging er auf einige Monate nach Europa. Seine Frau ließ er zurück, und nach dem Tode seines Sohnes hat ihn niemand mehr mit der Frau zusammen gesehen. Einige Leute behaupten, daß er sie wie eine Gefangene hält. Ich weiß es nicht. Es wird so viel geredet. Besonders die Frauen klatschen den ganzen Tag. Sie haben ja nichts zu tun und kümmern sich nur um ihre lieben Nachbarn. Das ist alles, was ich von ihm weiß. Ich war nie mit ihm befreundet, wenngleich ich ihn sehr gern hatte. Wahrscheinlich fand er mich zu uninteressant.“

„So glauben Sie nicht, daß er seine Frau liebt?“

„Wie kann man eine Frau lieben, wenn man sie vor anderen Menschen erniedrigt?“

„Halten Sie es nicht für möglich, daß sie sich etwas zuschulden kommen ließ, wodurch sie sich seine Liebe verscherzt hat?“

Zögernd antwortete er: „Ich glaube nicht. Sie hat einmal mit mir gesprochen. Ich traf sie an der Grenze meiner Pflanzung. Als ich mich nach ihrem Mann erkundigte, begann sie zu weinen. Damals war er gerade in Europa. Ich lud sie zu einem Theaterabend ein, den eine Londoner Schauspiel-

truppe in Pinang veranstaltete. Sie lehnte ab. Ihr Mann habe ihr verboten, während seiner Abwesenheit die Pflanzung zu verlassen. Ich war so empört, daß ich anfing, auf ihn zu schimpfen. Unter Tränen bat sie mich zu schweigen. Es war erschütternd, und da ich mich nicht entschließen konnte, sie in diesem Zustand allein zu lassen, begleitete ich sie nach Hause. Auf dem Wege gestand sie mir, daß sie ihren Mann mehr liebe als ihr eigenes Leben, und daß ihr dieses Gefühl die Lippen verschlösse.“ Er richtete sich auf.

„Vielleicht ist es falsch, daß ich Ihnen das erzähle. Sie könnten denken, daß ich . . .“

„Nie würde ich das denken. Im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß Sie mir nur die Hälfte von dem sagen, was Sie tatsächlich wissen. Dennoch muß ich ihn wiedersehen, sei es auch nur, damit ich unter unsere Pariser Begegnung den Schlußstrich ziehen kann.“

„Und werden Sie uns die Freude machen, nach Suka Mandi zu kommen?“

„Wenn Sie mich jetzt noch haben wollen?“

Er faßte nach meiner Hand. „Lassen Sie mich wenigstens Ihr Freund sein. Ich bin schon glücklich, wenn ich Ihnen helfen kann.“

Er hob meine Hand an seine Lippen. Nachdem wir uns vor meiner Kabine getrennt hatten, schlich ich mich heimlich wieder zurück zu meinem Deckstuhl. Es gab so viel zu überdenken. Während ich in den Himmel blinzelte, an dem Millionen

Sterne auf- und niederzogen, kam ich mir vor wie ein ungezogenes, kleines Mädchen, das von zu Hause fortgelaufen war, um etwas zu erleben, was es nur in Märchenbüchern gab. Ich versuchte mir Peters Gesicht vorzustellen und sah Tan Tjins grinsende Fratze; ich wollte mich seiner Stimme erinnern und hörte die Worte Suters. Plötzlich zweifelte ich an allem, selbst an meiner Liebe. Ich war nur noch ein hilfloses Geschöpf, das einem Lande entgegenfuhr, in dem es weder Hoffnung noch Freude gab. Meine Augen füllten sich mit Tränen, und ich begann zu weinen. Lautlos schluchzend schlief ich ein.

Wo sich der Muar zwischen zwei Hügeln hinunter in die Ebene ergießt, liegt die Pflanzung Suka Mandi. Im Norden wird sie durch undurchdringlichen Dschungel, im Süden durch Trockenreisfelder der Eingeborenen begrenzt. Inmitten ihrer kilometerweiten Gummibaumwälder, gradstämmiger, schöner Heveen, erhebt sich ein Hügel. Auf ihm steht der Bungalow Suters, ein solides, geräumiges Holzhaus mit einer breiten Veranda.

Als wir an jenem Nachmittag auf Suka Mandi ankamen, begann es zu regnen. Zwei Malaien und ein hochgewachsener Tamile erwarteten uns vor dem Garten, reichten uns Regenschirme aus Ölpapier und begrüßten ihren Herrn. Ihre Bewegungen waren trotz ihrer freudigen Gesichter scheu und zurückhaltend.

Langsam stiegen wir eine mit steinernen Platten belegte Treppe hinauf. Ich blieb einige Schritte zurück und bewunderte den Garten, der sich wie ein leuchtender Teppich zum Hause hinaufzog. Aus dem dichten und gepflegten Rasen sprangen wie Feuerstöße flammender Hibiskus, großblumige Canna und Amaranten empor. Tulpenbäume, Fächerpalmen und Bougainvilleen säumten die sauber abgestochenen Wege. Vor dem

Hause befand sich ein Bassin, in dem große Goldfische schwammen.

Dann führte Suter uns in das Haus, in dem nur die notwendigsten Möbel standen. Niedrige Sandelholztruhen, bedeckt mit kostbaren Sarongs und golddurchwirkten Stoffen, dicke Teppiche, große Vasen und Schalen gaben jedem Raum Wärme und Behaglichkeit. Als der Hausherr mir seine Bibliothek zeigte, die die Wände eines großen Zimmers füllte, wurde mir klar, daß er den Klub und die Gesellschaft anderer Menschen nicht vermißte.

Am meisten freute ich mich über seine Mutter, die schweigend von einem Zimmer in das andere ging, behutsam den einen oder anderen Gegenstand berührte und dann mit einer Stimme, die ihren Stolz nur schlecht verhehlte, feststellte, daß sie sich das Haus ihres Sohnes ganz anders vorgestellt hätte.

„Ich komme mir ziemlich überflüssig vor“, gestand sie mir lächelnd und griff nach meiner Hand.

Ich stimmte ihr zu. Auch ich kam mir überflüssig vor, ein Gefühl, das mich schon auf unserer Fahrt von Singapore nach Suka Mandi überwältigt hatte.

Denn kaum hatten wir Singapore verlassen, so berührte mich der Atem einer Welt, die ganz anders war als die, in der ich bis dahin gelebt hatte. Der Dschungel war wie ein ungeheures, dunkles Meer. Hier herrschte noch das kreatür-

liche Leben. Der Mensch existierte nicht mehr. Unser Wagen kam mir vor wie ein Insekt, das jeden Augenblick erdrückt werden konnte, und als ich Suter bat, den wie ein Teufel fahrenden Tamilen zu veranlassen, anzuhalten und den Motor zu stoppen, hörte ich zum erstenmal die gewaltige Stimme des Ursprünglichen. Ich schloß meine Augen und überließ mich ihrem Rhythmus wie einer Symphonie, in der alles aufklingt, was seit Urzeiten lebt. Ich vernahm das Flüstern der Liebe, das Klagen der Geburt und den Schrei des Todes, und selbst die Bäume, die Farne und Lianen hatten ihre eigenen Laute. Zart und geheimnisvoll klangen sie mir ins Ohr.

Inzwischen kenne ich dieses Land. Seine Melodie ist mir vertraut. Aber damals in den ersten Tagen und Wochen auf Suka Mandi beunruhigte mich das unaufhörliche Raunen und Wispern, das mich überall begleitete. Mit dem Einfall der Nacht schwoll es empor, mit dem Heraufdämmern des Tages ebte es ab, auf und nieder schlangen die Geräusche millionenfachen unsichtbaren Lebens.

Eine Woche war ich bereits auf Suka Mandi. Jeden Abend nahm ich mir vor, Peter Mansfield aufzusuchen. Aber jeden Morgen verschob ich meine Absicht. Jetzt, da mich nur noch fünfzehn Kilometer von ihm trennten, fand ich weder die Kraft noch den Mut zu einem Wiedersehen.

Deutlich spürte ich, wie auch Suter auf diese

entscheidende Begegnung wartete. Schon am zweiten Tage — wir befanden uns auf dem Wege zur Gummifabrik — zeigte er mir die Straße, die zu Peters Pflanzung führte und sagte:

„Diese Straße führt über Tanah Senang nach Seremban. Sie berührt fast alle Pflanzungen. Wir bauten sie während der fetten Jahre. Inzwischen haben sich die Zeiten geändert. Wir halten uns kaum über Wasser. Bis jetzt haben mir meine Ersparnisse geholfen, aber wenn die Weltmarktkrise andauert, muß ich die Pflanzung stilllegen. Der einzige, dem man die Krise nicht anmerkt, ist Mansfield. Sie werden es feststellen, wenn Sie seine Pflanzung sehen. Bei uns ist alles verwildert. Wir können uns das Jäten und Hacken der Pflanzungen nicht mehr leisten. Wir sind schon froh, wenn wir die Ernte- und Aufbereitungskosten bezahlen können.“

„Und warum geht es Mansfield besser?“

„Ich weiß es nicht. Vielleicht hat er Geld. Man sagt, daß seine Frau reich ist. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß er der einzige ist, dem Tan Tjin nichts anhaben kann.“ Er seufzte. „Ich wollte, ich wäre an seiner Stelle.“

„Und was hat Tan Tjin damit zu tun?“

Sein Gesicht wurde bitter. „Tan Tjin hat uns alle in der Hand.“

Inzwischen waren wir bei der Gummifabrik angekommen. Er blieb stehen und zeigte auf das mit Wellblech gedeckte, einstöckige Gebäude.

„Das alles gehört ihm, wenn er morgen will, von der Walze bis zum letzten Sammelgefäß. Er hat sich Ihnen als der König von Malakka vorgestellt. Er ist der Teufel von Malakka. Hier wird kein Pfund Gummi fabriziert, das nicht durch seine Hände geht. Er nutzt unsere Notlage aus, versorgt uns mit Krediten und drückt uns dann langsam die Kehle zu. Er ist reich wie der Maharadscha von Haidarabad, listig wie Machiavelli und skrupellos wie ein moderner Diktator.“

„Aber das ist ja entsetzlich“, rief ich aus. „Warum unternimmt man denn nichts gegen diesen Mann? Hier sind doch die Engländer die Herren. Die Regierung kann doch unmöglich zulassen, daß die Pflanze ruiniert werden, nur weil ein fatter Chinese seine Intrigen spinnt.“

„Man bekommt ihn nicht zu fassen. Er hat überall seine Leute sitzen. Außerdem erledigt er uns auf seine Art. Er spioniert so lange herum, bis er etwas erfahren hat, wogegen wir uns nicht wehren können.“

Seine Augen verdunkelten sich. „Sie haben ja miterlebt, wie er mich an Bord der ‚La Patrie‘ zu erpressen versuchte. So macht er es immer. Erst greift er uns hilfreich unter die Arme, und dann erledigt er uns. Er spielt mit uns wie die Katze mit der Maus. Oft scheint mir, daß ihn die Geschäfte weniger interessieren als dieses Spiel.“

Ein Aufseher war zu ihm getreten und hatte sich niedergehockt. Suter entschuldigte sich und

gab dem Mann einige Befehle. Ich überlegte: Sollte ich ihm sagen, daß ich am Abend meiner Ankunft in meinem Koffer einen Briefumschlag gefunden hatte, in dem ein ähnlicher Zettel lag wie der, den er an Bord ins Meer geworfen hatte? Die Adresse kannte ich jetzt schon auswendig: Ma Tong, Pinang, 16 Tigerroad. Aber als er mir dann die Fabrik zeigte, die Einrichtungen und Maschinen erklärte, beschloß ich zu schweigen. Es würde ihn nur beunruhigen. Eine Woche später begegnete ich Peter Mansfield.

Wie an jenem Sonntag in Frankreich hatte ich meinen Skizzenblock mitgenommen, um zum erstenmal seit Monaten wieder zu zeichnen. Ich schlug die Straße ein, die, wie ich jetzt wußte, nach Tanah Senang führte. Denn heimlich hoffte ich immer auf eine Begegnung. Bald ließ ich mich am Rande einer Rodung nieder. Der graue Himmel und die Trostlosigkeit der Landschaft stimmten mich traurig. Als Motiv wählte ich eine verfallene Bambushütte, vor der eine alte Frau mit müden Bewegungen einen Reisstampfer auf und nieder bewegte. Zwei kiefernähnliche Bäume, deren breite Kronen zu einem Regenschirm zusammenwuchsen, bildeten den Hintergrund. Den Block auf den Knien blickte ich hinüber zu der Frau, die ihre Arbeit unterbrochen hatte und mich zu beobachten schien. Aber schon nach wenigen Strichen gab ich die Arbeit auf. Ich fand keine innere Beziehung zu dieser Landschaft. Sie erschien

mir unwirklich. So verfolgte ich den Flug eines Raubvogels, der mit eintönigem Schrei über der Lichtung kreiste, bis er dann hinter der dunklen Wand der Heveen verschwand. Plötzlich wurde ich auf etwas aufmerksam, was sich dicht über der Erde langsam auf mich zu bewegte. Ich stand auf, machte einen Schritt vorwärts und prallte zurück. Eine zwei Meter lange Schlange streckte mir züngelnd ihren Kopf entgegen. Entsetzt machte ich kehrt und fing an zu laufen, und ich kam erst zu mir, als eine Stimme meinen Namen rief. Ich blieb stehen, drehte mich um und sah Peter Mansfield.

Der Schreck fiel von mir ab; an seine Stelle trat ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann. Ich stand da und starrte ihn an wie einen Geist. Erst als er sich bewegte, glitt mein Blick von seinen Augen hinunter zu seinem Mund, zu diesen bitterbösen, verächtlich lächelnden Lippen, die gleich darauf Worte formten, die mich trafen wie ein Peitschenschlag: „Welche Überraschung! Mademoiselle Dubois erforscht die Geheimnisse auf Suka Mandi! Was hat Sie denn so erschreckt? War es ein Tiger oder gar ein Krokodil? Sie sollten Ihre Ausflüge besser in Begleitung von Herrn Suter machen. Eine Pflanzung ist nicht der Jardin du Luxembourg.“

„Das weiß ich, Herr Mansfield“, sagte ich eisig. „Sie können Ihre guten Ratschläge für sich behalten.“

Mit äußerster Energie unterdrückte ich das Zittern meiner Knie; ich verfluchte mein Blut, dessen erregtes Pulsen ihm nicht verborgen bleiben konnte.

„Wie Sie wünschen“, sagte er immer noch lächelnd. „Immerhin bereitet es mir ein außerordentliches Vergnügen, hier eine alte Bekannte zu begrüßen. Das passiert einem nicht alle Tage. Schließlich befinden wir uns hier nicht auf der Avenue des Champs-Élysées in Paris.“ Er lachte auf. „Aber die Welt ist klein, fast zu klein. Finden Sie nicht auch?“

„Ich habe mit dieser Begegnung gerechnet“, sagte ich. „Ich habe sie sogar gesucht, und ich bin froh, daß ich jetzt weiß, was ich immer geahnt habe.“

Ich konnte nicht mehr sprechen. Ich fürchtete, in Tränen auszubrechen. So machte ich kehrt und lief schnellen Schrittes die Straße nach Suka Mandi zurück. Er blieb an meiner Seite. Ich lief immer schneller, bis er mich plötzlich hart am Arm faßte und sagte:

„Zum Teufel, so bleiben Sie doch endlich stehen!“

Mit einer unwilligen Bewegung riß ich mich los. Dann stand ich vor ihm wie ein trotziges Kind und bearbeitete meine Lippen mit den Zähnen. Reden konnte ich immer noch nicht.

„Was haben Sie geahnt?“ herrschte er mich an.

Ich schüttelte den Kopf, schwieg und blickte zu Boden. Ich hatte nicht den Mut, ihn anzusehen.

Plötzlich richtete er sich auf und sagte mit einer gleichgültigen Handbewegung: „Ich bin der größte Esel, den es gibt. Verraten Sie mir nur noch das eine: Warum mußten Sie sich ausgerechnet in meiner Nachbarschaft einquartieren? Stimmt es, daß Sie mit Suter verlobt sind?“

Ich war sprachlos. Glaubte dieser Mann, den ich über alles liebte, daß ich Suters wegen nach Malakka gekommen war? War er wirklich so instinktlos, in unserer Begegnung einen Zufall zu sehen? Unmöglich, diese Worte mußten Ausdruck einer geradezu teuflischen Berechnung sein. Er wollte hören, was ihn entlastete. Ich hob den Blick. Sofort sprang in seinen Augen das spöttische Lächeln auf, das mich in diesem Moment tiefer verletzte, als Worte es je vermocht hätten. Das Verlangen, ihm ins Gesicht zu schlagen, wurde so zwingend in mir, daß ich mich umdrehte und fort-lief, bis ich schließlich aufatmend feststellte, daß er mir nicht folgte. Meine Empörung war so groß, daß ich mir über die Folgen dieser Begegnung erst in meinem Zimmer klar wurde: Ich hatte Peter Mansfield endgültig verloren.

Erst zwei Tage später war ich in der Lage, über diese Begegnung mit Konrad Suter zu sprechen. Ich erzählte ihm, daß ich Peter Mansfield zufällig getroffen hätte und daß zwischen uns alles aus wäre. Er fragte mich, wo wir uns getroffen hätten. Ich schilderte ihm die Stelle. Mansfield hatte noch nie Suka Mandi betreten.

„Ich bin sicher“, fuhr er fort, „daß er Sie treffen wollte.“

„Mag sein“, sagte ich, „mir ist es gleichgültig.“

Dennoch war ich ihm dankbar, daß er keine weiteren Fragen stellte und auch nicht auf seine Gefühle zu sprechen kam. Ich befand mich in einem Zustand völliger Leere; ich war am glücklichsten, wenn ich allein sein konnte. Am liebsten hätte ich die Pflanzung verlassen. Aber wohin sollte ich gehen? Die Rückkehr nach Frankreich erschien mir ausgeschlossen. Hier hatte ich wenigstens zwei Menschen, die mich liebten und denen ich etwas bedeutete.

Ich begann wieder zu zeichnen und zu malen. Oft saß ich jetzt am Rande des Kampongs, in dem die Pflanzungsarbeiter, Tamilen und Malaien, wohnten. Anfangs machten sie um mich einen weiten Bogen, aber bald gewöhnten sie sich an mich, traten näher, guckten mir wohl auch über die Schulter und gaben ihrer Bewunderung durch laute „Ahs“ und „Ohs“ Ausdruck. Manchmal griff ich mir auch einen der im Sande spielenden Nacke-deis mit den dicken Reissbüchlein, gab ihm eine Tüte mit Zuckerwerk und zeichnete ihn ab. Als ich eines Tages unseren Hausboy mit seinem Bilde überraschte, war mein künstlerischer Ruf auf Suka Mandi begründet.

Haben die Eingeborenen erst einmal ihre Scheu verloren, so sind sie wie Kinder. Denn wie Kinder tragen auch sie tausend Wünsche im Her-

zen, tausend Fragen auf den Lippen. Bald lernte ich es, mich mit ihnen zu verständigen, und weil eine Frau weniger respektheischend ist als ein Mann, machten sie mich zu ihrer Vertrauten. Alles, was sie dem Tuwan nicht vorzutragen wagten, erzählten Sie mir, und als Suter mir eines Tages eröffnete, daß ich ihm unentbehrlicher geworden sei als sein Hauptmandur, errötete ich vor Freude. Inzwischen hatte der Ostmonsun eingesetzt, und jeden Tag strahlte die Sonne vom Himmel. Wie Suter erhob ich mich mit dem ersten Krähen der Hähne, frühstückte mit ihm und begab mich dann zu meinem Lieblingsplatz am Rande des Dschungels. Dort setzte ich mich im Schatten einer haushohen Bambusstaude auf den Boden. Anfangs genügten mir die geheimnisvollen Laute, das Rascheln der Blätter, das Knistern der Farne und Palmenwedel. Dann aber wurde ich neugierig, suchte nach einem Einschlupf, und ich war glücklich, als ich einen kleinen Bach entdeckte, der breit genug war, mir als Weg zu dienen. Ich zog meine Schuhe und Strümpfe aus und watete, nach jedem Schritt stehenbleibend und wie ein Wild sichernd, hinein in das geheimnisvolle Dunkel.

Jeden Tag drang ich weiter vor; jeden Tag erlebte ich ein neues Wunder. Einmal überraschte mich ein Tiger, aber noch bevor ich die Gefahr der Begegnung begriff, machte er einen Sprung zur Seite und verschwand. Jetzt lächelte ich über

den Hasenfuß, der noch vor kurzem beim Anblick einer Schlange die Flucht ergriffen hatte.

Von Woche zu Woche wurde mir die indische Welt vertrauter, und unwillkürlich beschäftigte ich mich mit dem Gedanken, immer auf Suka Mandi zu bleiben. Einen besseren Mann als Konrad Suter würde ich nie finden, und wenn ich ihn auch nicht liebte, so achtete ich ihn doch. Wie wenig ich mich auf die Stimme meines Herzens verlassen konnte, hatte ich erfahren. Bei ihm würde ich endlich eine Heimat finden. Die Gelegenheit einer Aussprache ergab sich täglich. Es lag nur an mir, ihn zum Sprechen zu bringen.

Als seine Mutter am nächsten Abend zu Bett ging, blieb ich gegen meine Gewohnheit sitzen. Ich erzählte ihm von meinen Dschungelerlebnissen. Er bat mich, vorsichtig zu sein. Nicht, daß die Gefahren übermäßig groß wären, aber die Begegnung mit einem Tiger könnte auch unglücklich verlaufen. Ich fragte ihn, warum er nicht jage. Er erwiderte, daß er diesen Sport verabscheue.

„Nichts ist einfacher, als mit dem Gewehr auf Tiere zu schießen. Das Kräfteverhältnis ist 1:100. Auf Suka Mandi habe ich die Jagd strengstens verboten. Selbst der Tiger steht bei mir unter Schutz. Ganz im Anfang habe ich eine sogenannte Tigerjagd erlebt; ich schäme mich noch heute, daß ich alles schweigend ertragen habe. Genau so gut kann man Gift streuen. Ein Lockköder, das grelle Licht

einer Lampe, das den unglücklichen Tiger völlig hilflos macht, und dann knallen drei mutige Jäger von der sicheren Höhe eines Baumes auf eine Zielscheibe, wie man sie sich nicht besser denken kann. Ich billige das Töten eines Tieres nur, wenn man sein Fleisch benötigt.“

Ich stimmte ihm bei, stellte aber gleichzeitig fest, daß er sich dadurch wesentlich von anderen Männern unterscheide.

„Ich glaube nicht, daß ich anders bin“, sagte er, „es ist wohl nur eine Sache der Erziehung. Schon mein Vater dachte so. Leider verbinden Männer mit der Erziehung zur Tapferkeit immer den Begriff des Totschlagens. Verfolgen Sie nur den Geschichtsunterricht in den Schulen! Statt den Buben an der Geschichte der Kriege zu zeigen, wie alles verkehrt war, predigt man ihnen Sieg und Gloria. So kommen sie dazu, im Gewehr den Inbegriff männlicher Würde zu sehen.“

„Ich habe noch nie darüber nachgedacht“, sagte ich beschämt. „Bis jetzt glaubte auch ich, daß ich auf Frankreichs Siege stolz sein müßte.“

„Nicht an den Siegen mißt man die Würde eines Volkes. Man mißt sie an der Haltung, mit der es die Niederlagen erträgt. Glauben Sie mir, wir können sehr viel von den Asiaten lernen, selbst von den Tamilen und Malaien, die in den Augen der meisten Pflanzer nur faule und nichts-nutzige Tagediebe sind.“ Er hob seine Hand und deutete in die Richtung, in der der Kampong lag.

„Oft schon habe ich mir gewünscht, dort unten zu leben und mein ziemlich fadenscheiniges Herrentum abzulegen. Mein Hausboy Amat ist glücklicher als ich. Nicht weil er dümmer ist, sondern weil er den Weg zum Glück noch nicht verloren hat.“

„Sie sind zu viel allein“, sagte ich leise. Er senkte den Kopf und schien nachzudenken.

„Allein sind wir alle“, sagte er dann. „Sie sind allein, Peter Mansfield ist allein und auch meine Mutter ist ...“ Er schüttelte den Kopf. „Nein, meine Mutter ist nicht allein.“

„Und warum ist Ihre Mutter nicht allein?“

„Weil sie ein erfülltes Leben hat. Ihre Erinnerungen sind dichter als unsere Wirklichkeit.“

„Wenn ich Ihnen helfen kann“, flüsterte ich.

Er sah mich an. „Könnten Sie sich denn ein Leben hier vorstellen?“

Ich nickte.

„An meiner Seite?“

Wieder nickte ich.

Sein Gesicht leuchtete auf. „O Gott“, rief er aus, „Sie machen mich zum glücklichsten Menschen der Welt.“ Er sprang auf, trat auf mich zu und faßte nach meinen Händen. „Jetzt möchte ich selbst mit Amat nicht tauschen.“

In diesem Augenblick liebte ich ihn wirklich, und während er mich küßte, gelobte ich mir, ihm alles zu geben, was er bis jetzt entbehrt hatte.

Als seine Mutter von unserem Entschluß hörte,

freute sie sich fast noch mehr als Konrad. Sie schloß mich in ihre Arme und meinte, daß sie nun ruhigen Herzens abreisen könne. Konrad erinnerte sie an die Hochzeit, bei der sie keinesfalls fehlen dürfe, und gemeinsam legten wir den Termin auf den Anfang des kommenden Monats fest, den Tag des Lebaran, des Neujahrsfestes der Islamiten, an dem die Arbeit auf der Pflanzung für drei Tage ruhte.

Zwei Tage später fiel mir auf, daß Konrad, der sich vorher vor Freude und Ausgelassenheit kaum zu fassen wußte, still und nachdenklich war. Anscheinend hatte er Sorgen. Nach dem Essen begleitete ich ihn in die Fabrik. Ich fragte ihn, was ihn quäle. Er entschuldigte seinen Zustand mit Kopfschmerzen. Erst als ich ihn daran erinnerte, daß ich als seine künftige Frau Anspruch darauf hätte, in seine Sorgen eingeweiht zu werden, gestand er mir, daß er einen Brief von Tan Tjin erhalten habe. Einen bösen Brief, denn Tan Tjin verlangte den Kredit zurück, den er ihm vor einem Jahr gegeben hatte.

Ich bot Konrad sofort mein Geld an. Er wollte nichts davon wissen. Auf meine Frage, um welchen Betrag es sich handelte, nannte er eine Summe, die mich erschreckte.

„Ich muß zu ihm nach Pinang und ihn bitten, sich zu gedulden. Die Gummipreise haben in den letzten Wochen etwas angezogen. Wenn er mir Zeit läßt, schaffe ich es wahrscheinlich.“

Ich bat ihn, mich mitzunehmen; als er zögerte, erinnerte ich ihn an unsere Hochzeit. Ich mußte unbedingt in die Stadt, zum Friseur, zur Schneiderin. Zum Beweis zeigte ich ihm eine lange Liste, auf der ich vom Lippenstift bis zum Hochzeitskleid alles aufgeschrieben hatte.

Auf der Fahrt nach Pinang stellte ich ihm die Frage, die mich schon lange beunruhigte: „Was meinte Tan Tjin damals mit dem Satz: Denken Sie an Ihren toten Hausboy Ali?“

Er nahm eine Hand vom Steuer und strich sich über die Stirn. Mit tonloser Stimme sagte er:

„Es ist gut, daß du mich daran erinnerst. Ich wollte nicht darüber sprechen. Aber jetzt muß ich es wohl. Ali wurde in derselben Nacht erstochen, in der ich ihn und meine Haushälterin aus dem Hause jagte. Damals hatte ich in der Gummifabrik einen chinesischen Aufseher. Er fand ihn in einem Gebüsch neben meinem Hause und brachte mir die Waffe. Es war der javanische Kris, der sonst immer über meinem Schreibtisch hing.“

Verständnislos schüttelte ich den Kopf. Leise und stockend wie im Selbstgespräch fuhr er fort:

„Wir Unverheirateten haben alle eine Haushälterin, eine Eingeborene, mit der wir zusammenleben. In den ersten Jahren hatte ich eine Japanerin. Sie war schon älter. Ich verstand mich gut mit ihr, und sie kümmerte sich um mich und das Haus wie eine Mutter. Dann starb ihre

Schwester, und sie mußte zurück nach Singapore. Ich blieb einige Zeit allein. Ali, mein Hausboy, versorgte mich mit allem, was ich brauchte. Er war ein gelehriger Schüler Sakis gewesen. Bis ich mir dann wieder eine Haushälterin nahm, eine junge Malaiin. Sie war fast noch ein Kind.“

Die Straße begann zu steigen. Er hob seine Stimme.

„Eines Tages fand ich auf meinem Schreibtisch einen Zettel. Der Schreiber warnte mich vor meinem Boy. Er betrüge mich mit meiner Haushälterin. Ich tat genau das, was er von mir erwartete. Noch am selben Abend gab ich vor, in den Klub nach Seremban zu fahren, kehrte dann aber um, überraschte beide in meinem Schlafzimmer und jagte sie aus dem Hause. Am nächsten Morgen stand der Chineser vor meiner Tür und holte, sobald ich mit ihm allein war, den blutverkrusteten Kris aus seiner Bluse. Er habe ihn an sich genommen, damit ich keine Schwierigkeiten hätte. Der ganze Kampong wisse, daß Ali ein Verhältnis mit meiner Haushälterin gehabt und daß ich sie gestern in flagranti erwischt hätte. Ich war so überrascht, daß ich auf den schmutzigen Trick hineinfiel, ihm dankte, den Kris in den Teich warf und erst zu mir kam, als später die Polizei sich bei mir erkundigte, ob ich einen Verdacht hätte. Aber da war es bereits zu spät. Das Zeugnis des Chinesen, dem ich den Kris dankend abgenommen hatte, mußte gegen mich sprechen,

und wenn man meiner Aussage auch mehr Glauben schenken würde als der seinen, die Tatsache bestand, daß ich mich unmöglich benommen hatte. So schwieg ich, und ich atmete auf, als der Chinese zwei Monate später um seine Entlassung bat, denn nun war ich überzeugt, daß dieser dunkle Punkt in meinem Leben kein Nachspiel haben würde.“ Er lachte bitter auf. „Ich irrte. Ein halbes Jahr später begegnete ich ihm bei Tan Tjin in Pinang. Mit einem teuflischen Lächeln stellte dieser ihn mir als einen alten Bekannten vor. Wenn ich damals noch an einen Zufall glauben konnte, so öffnete mir seine Bemerkung an Bord der ‚La Patrie‘ endgültig die Augen. Das Ganze war nichts anderes als ein gemeiner Trick dieses Satans, dem es nicht darauf ankam, einen Menschen zu töten.“

Ich saß da wie betäubt. Alles, was ich soeben gehört hatte, erschien mir so unglaublich, daß ich es für die Ausgeburt einer krankhaften Phantasie gehalten haben würde, wenn ich Konrad nicht gekannt hätte.

„Aber warum hat er das alles getan?“ rief ich aus. „Ich sehe nicht ein, was er damit bezweckte?“

„Ich weiß es nicht.“ Verzweifelt schüttelte er den Kopf. „Denke ich daran, so komme ich mir vor wie ein Verrückter, der sich das Ganze nur einbildet. Dann prüfe ich jede Einzelheit, um zuletzt festzustellen, daß sich alles tatsächlich so verhält, wie ich es dir schildert habe.“

„Ich würde offen mit ihm sprechen“, rief ich spontan aus. „Bitte, nimm mich zu ihm mit. Ich will ihn fragen, was er gegen dich hat.“

Über sein Gesicht huschte ein nachsichtiges Lächeln. Ich wollte ihm keine Zeit zur Erwiderung lassen, die, wie ich genau wußte, abschlägig sein würde. So fuhr ich schnell fort: „Ich habe dir verschwiegen, daß ich ihm auf dem Schiff noch zweimal begegnet bin. Er hat mich nicht angesprochen. Nur angesehen hat er mich, aber sein Blick war ganz anders, nachdenklich, ja fast traurig. Ich glaube bestimmt, daß er an irgendeiner Stelle seines Herzens verwundbar ist. Ich glaube, daß man mit ihm sprechen kann. Ich habe schon einmal festgestellt, daß man einen widerspenstigen Menschen völlig verändern kann, wenn man nur die richtigen Worte findet.“

In diesem Augenblick sah ich Peter Mansfield vor mir, wie er damals in meinem Atelier Gaston Verviers ins Gewissen redete. Unwillkürlich wünschte ich mir, Tan Tjin mit ihm zusammen zu besuchen. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß er besser mit dem Chinesen fertig werden würde als Konrad.

Die ersten Stunden in Pinang vergingen mit meinen Besorgungen. Konrad war rührend, begleitete mich überall hin und wartete geduldig in seinem Wagen, wenn ich etwas einkaufte, wobei ich ihn nicht gebrauchen konnte.

Erstaunt stellte ich fest, daß man in Pinang

Einkäufe machen konnte wie in Paris. Die Auswahl an Seiden und Stoffen, Schmuck und Parfüms war fast noch reichhaltiger und weit billiger. Ich vergaß Suka Mandi, den Dschungel und die Eingeborenen, bestaunte die Auslagen, wühlte in Tüchern und Sarongs, lief von einem Stand zum andern und wäre von den wild feilschenden Händlern sicherlich in Stücke gerissen worden, wenn ich nicht Konrad an meiner Seite gehabt hätte. Zuletzt landeten wir, das Auto beladen bis unter das Verdeck, im Hotel.

Endlich atmete ich wieder die Atmosphäre einer Stadt. Die Freude, mit der ich dann in meinem Abendkleid an der Seite Konrads den Speisesaal betrat und die neugierigen Blicke der gut gekleideten Männer und Frauen in meinem Rücken spürte, versetzte mich in einen Taumel der Ausgelassenheit. Konrad, der trotz seines modernen, weißen Dinnerjacketts wie ein unbeholfener Junge wirkte, schien genau so glücklich zu sein wie ich. Lachend erzählte er mir Geschichten von berühmten Pflanzern, die früher die ganze Gegend terrorisierten, und nachdem wir gegessen hatten, stand fest, daß dieser Abend einen entsprechenden Ausklang finden sollte.

Mein Vorschlag, die Lasterhöhlen Pinangs aufzusuchen, fand bei ihm keinen Anklang. Dagegen schlug er den Klub vor, ein einstöckiges, langgestrecktes Gebäude, in dem sich alles befand, wonach Männer nach wochenlanger, eintöniger

Arbeit in der Einsamkeit sich sehnten. Ein Lese- und Billardraum, eine Bar, wo in einem kreisrunden Bartisch zwei Boys hockten und mit der Geschicklichkeit von Jongleuren schwankende Gläser füllten, ein freundlicher Speisesaal und, seitdem hier auch die weiße Frau ihren Einzug gehalten hatte, ein Dachgarten, auf dem zu den Klängen einer echt amerikanischen Band getanzt wurde.

Kaum hatten wir dort Platz genommen, erschienen auch schon einige Männer, die Konrad mit lauter Stimme begrüßten. Er stellte sie mir vor, verhinderte aber mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, daß sie sich an unsern Tisch setzten. Bis dann ein jüngerer Mann kam, den ich zuerst, weil er ausgezeichnet französisch sprach, für einen Landsmann hielt. Anscheinend kannte Konrad ihn näher, denn er machte ihm gegenüber nach der Vorstellung kein Geheimnis aus unserer Verlobung. Er bat ihn sogar, sich zu uns zu setzen.

Im Verlauf des Gesprächs erfuhr ich dann, daß er Ungar war und als Angestellter auf einer größeren Pflanzung in einem entfernten Distrikt arbeitete. Er und Konrad waren begeisterte Schachspieler und hatten sich früher häufiger besucht. Später war die Freundschaft eingeschlafen.

Nach einiger Zeit forderte Konrad mich zum Tanzen auf. Ich mußte mir Mühe geben, ihn nicht auszulachen. Er drehte sich wie ein Bär im Kreise herum und beachtete weder Schritt noch Rhyth-

mus. Er gestand mir, daß er nicht tanzen könnte. Als mich dann Herr Varga aufforderte, schien er erleichtert. Jedenfalls lehnte er sich aufatmend zurück und nickte mir jedesmal ermunternd zu, wenn wir an ihm vorbeitanzten.

Varga tanzte glänzend. Ich war ausgelassen und machte alle dummen Kapriolen mit, die er beherrschte wie meine Pariser Freunde. Bald hatte ich Konrad, den Klub und alles andere vergessen. Ich kam mir vor wie in einem jener kleinen Tanzlokale im Quartier Latin, wo ich oft ganze Nächte durchgetanzt hatte, und als er mich aufforderte, in die Bar zu gehen, war ich sofort einverstanden.

Varga erzählte mir gerade eine lustige Geschichte von seinem letzten Urlaub in Budapest. Ich lachte und schenkte den wenigen Männern, die in dem an sich zu großen, ungemütlichen Raum herumsaßen, keine Beachtung. Wahrscheinlich hätte ich Peter Mansfield überhaupt nicht bemerkt, wenn Varga ihn nicht angerufen hätte.

„Diesen Mann müssen Sie kennenlernen“, sagte er zu mir, entschuldigte sich und ging auf ihn zu.

Peter Mansfield, der sich gerade anschickte, die Bar zu verlassen, blieb stehen. Unsere Augen trafen sich den Bruchteil einer Sekunde. Dann sah ich fort, und alles war wie zuvor. Nur mein Herz klopfte, als wäre ich soeben eine Treppe mit tausend Stufen emporgestiegen.

Ich hörte, wie Varga ihn bat, sich zu uns an die Bar zu setzen. Seine Antwort konnte ich nicht

verstehen. Ich ertappte mich dabei, wie mein Blick zu den beiden Männern hinüberirrte, rief mich sofort zur Ordnung, konnte aber nicht verhindern, daß ich angespannt zu ihnen hinüberhorchte. Wie heiß ich ein Wiedersehen mit Peter Mansfield herbeigewünscht hatte, wurde mir erst bewußt, als Varga allein zurückkehrte. Ich war so enttäuscht, daß ich am liebsten geheult hätte.

„Schade“, sagte er, „aber er weigerte sich. Er behauptet, zu viel getrunken zu haben, absoluter Quatsch natürlich, denn niemand verträgt mehr als Mansfield.“

Ich leerte mein Glas und schlug vor, zu Konrad zurückzukehren. Als wir hinausgingen, konnte ich Peter Mansfield nirgends entdecken. Anscheinend hatte er den Klub verlassen.

Als wir wieder bei Konrad saßen, kam Varga nochmals auf Mansfield zu sprechen. „Ein Teufelskerl“, stellte er bewundernd fest. „Ein Mann, für den ich jederzeit durchs Feuer gehen würde.“ Er wandte sich an Konrad. „Ich gebe einen Dreck auf das Gerede der Menschen. Das halbe Jahr, in dem ich auf Tanah Senang gearbeitet habe, habe ich ihn kennengelernt. Er ist der härteste Arbeiter, der zuverlässigste Kamerad und der amüsanteste Kerl, den ich in diesem Affenland je getroffen habe.“

Konrad schwieg. Ich sah, wie er litt, konnte aber meine Neugierde nicht bezähmen und fragte Varga, wann er bei ihm gearbeitet habe.

„Vor acht Jahren“, erwiderte er. „Es war mein erster Job. Mein Vater kannte einen Mann, mit dem er befreundet war. Er gab mir eine Empfehlung an ihn. Alles, was ich gelernt habe und weiß, verdanke ich Mansfield. Damals war ich neunzehn. Er machte es mir nicht leicht. Ich mußte verdammt hart arbeiten, dennoch war es meine schönste Zeit.“ Seine Augen leuchteten. Wieder wandte er sich zu Konrad. „Darum glaube ich auch nicht das Getratsche über seine Ehe. Wenn er wirklich seine Frau schlecht behandelt, so bin ich überzeugt, daß sie schuld hat. Damals las er ihr jeden Wunsch von den Augen ab; ich wunderte mich oft, warum er sie so vergötterte. Im Grunde genommen fand ich sie langweilig. Diese stille, weinerliche Art, in der sie ihm begegnete, hätte mich verrückt gemacht.“ Er griff nach seinem Whisky und leerte das Glas in einem Zuge.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie langweile“, sagte er zu mir, „aber Mansfield bedeutete mir mehr als mein Vater.“

„Sie langweilen mich überhaupt nicht“, sagte ich. „Ich kann Sie sehr gut verstehen. Ich freue mich immer, wenn Menschen sich noch füreinander begeistern können.“ Ich warf einen flüchtigen Blick zu Konrad. Sein Gesicht war verschlossen.

„Müde?“ fragte ich ihn.

Er verneinte.

Dann entschuldigte er sich und ging hinaus, als

wußte er, daß seine Anwesenheit weitere Fragen verbot.

„Und wann haben Sie Mansfield zum letztenmal besucht?“

„Auf seiner Pflanzung nie mehr. Einmal schrieb ich ihm und fragte an, ob ich kommen dürfte. Er schrieb mir ab. Manchmal treffen wir uns hier. Meistens ist es ein Zufall.“

„Hat er denn überhaupt keinen Freund?“

„Ich weiß es nicht. Er ist ein Mann, der nie über seine eigenen Angelegenheiten spricht. Nicht so wichtig, ist seine ständige Redensart. Viele Leute, die ihn nur flüchtig kennen, halten ihn für einen Witzbold, der nichts ernst nimmt. Zufällig weiß ich, daß er außer sich selbst alles ernst nimmt. Schließlich bin ich tagtäglich mit ihm zusammen gewesen. Er ist einer jener Männer, wie man ihnen heute kaum noch begegnet. Genau so müssen die Begründer des englischen Kolonialreiches gewesen sein. Er verlangt nichts von anderen, was er sich nicht selbst zumutet. ‚Hart wie ein Stein, gerecht wie Allah‘, sagten die Eingeborenen, wenn sie von ihm sprachen. Ich habe ihn immer bewundert.“

Nachdenklich starrte ich vor mich hin. Alles was dieser Mann sagte, entsprach dem Bilde, das ich mir früher von Peter Mansfield gemacht hatte. Verwirrt fragte ich mich, ob ich ihm nicht unrecht tat. Dann aber fielen mir seine beleidigenden Worte ein, und ich atmete auf, als Konrad zurück-

kehrte. Ich lächelte ihm zu und legte meine Hand auf die seine. Er sollte spüren, daß Peter Mansfield nicht mehr für mich existierte.

Am nächsten Morgen telefonierte Konrad mit Tan Tjin. Mit bösen Augen kam er zurück an den Frühstückstisch. Ich erfuhr, daß Tan uns in seine Privatwohnung eingeladen hatte.

„Natürlich habe ich diese Einladung abgelehnt“, sagte Konrad wütend, daß seine Hand zitterte. „Eine seiner typischen Erpressungen.“

„Aber Konrad“, sagte ich vorwurfsvoll. „Hast du denn ganz vergessen, was ich dir gesagt habe? Wie kann man sich einem Menschen nähern, wenn man seine Gastfreundschaft ausschlägt? Mir ist dieses Zusammentreffen in seinem Hause viel lieber als in einem unpersönlichen Büro.“

Ich redete ihm zu und erreichte, daß er sich nochmals mit Tan Tjin in Verbindung setzte. Der Chinese erwartete uns zum Abendessen.

Das Haus Tan Tjins lag am Rande der Stadt. Wie der Palast eines chinesischen Kaisers verbarg es sich hinter einer hohen, weißen Mauer, die ein ganzes Dorf zu umfassen schien. Ein rotlackiertes hölzernes Portal war der einzige Zugang. Kaum hielt unser Wagen, öffnete es sich geräuschlos und schwang, sobald wir die Schwelle überschritten hatten, genau so geräuschlos zu.

Bekommen ging ich neben Konrad den breiten, mit hellen Kieseln bestreuten Weg hinunter. Der Garten, der sich zu beiden Seiten erstreckte, war wie aus einer Spielzeugschachtel. Kleine Bäumchen, niedrige Hecken und schmale, weiße Wege. Wir überschritten eine rotlackierte Holzbrücke, unter der ein Bach dahinmurmelte, kamen an eine Kreuzung, an der eine kleine, goldschimmernde Pagode stand, begegneten überall tempelähnlichen Häuschen, die nicht größer waren als eine Hundehütte, reichgeschnitzten Torbögen und koboldähnlichen Götzen, so daß ich mir vorkam wie Gulliver im Zwergenland.

„Dieser Mann ist ein Kind“, sagte ich zu Konrad. „Nur ein Kind kann sich derartiges ausdenken.“ Die Angst und Beklemmung, mit der ich den Garten betreten hatte, waren längst einem

Gefühl unbefangener Neugierde gewichen, und als hinter einer Gruppe hoher Königspalmen sein Haus auftauchte, hätte ich vor Entzücken und Begeisterung fast in die Hände geklatscht.

Das im Pagodenstil erbaute mehrstöckige Gebäude, dessen geschwungene Dächer mit rotem und goldenem Lack überzogen waren, glänzte im Licht der untergehenden Sonne wie ein Märchenschloß. Das schönste aber waren die sanften klagenden Melodien, die es umspielten und die, wie Konrad mir erklärte, von unzähligen Äöls-harfen herrührten, in denen sich der leiseste Windhauch fing. Schweigend standen wir nebeneinander und nahmen dieses liebliche Bild in uns auf. Aber schon öffnete sich eine hohe goldene Tür, und heraus trat Tan Tjin. Während er auf dem Schiff einen europäischen Anzug angehabt hatte, in dem er ausgesprochen lächerlich wirkte, trug er jetzt einen weiten, blauseidenen Kimono. Als er gemessenen Schrittes auf uns zukam, glich er ganz einem hochgestellten, würdevollen Mandarin. Mit einem fast feierlichen Lächeln reichte er mir die Hand.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind“, sagte er mit seiner unangenehmen Stimme, die mich wie damals an die eines alten, heiseren Vogels erinnerte. „Für mich und mein Haus ist Ihr Besuch eine große Ehre.“ Dann begrüßte er Konrad und führte uns hinein.

Der erste Eindruck, der mich überfiel, war der

einer tiefen Verwirrung. Die Vielfalt an Seltsamkeiten, berauschend schönen und erschreckend häßlichen Dingen verschlug mir den Atem. Die Riesenhalle, die das ganze untere Stockwerk einzunehmen schien und ihr Licht von hundert Ampeln empfing, war wie ein Museum, in dem alles aufgestellt war, was die Menschen seit ihrem Bestehen erschaffen hatten. Von den Wänden, die über und über mit kostbaren chinesischen Seidenteppichen behängt waren, grinsten mir grellfarbige, dämonische Fratzen entgegen, und auf Kästen und Truhen, niedrigen Tischchen und hochbeinigen Taburets standen porzellanene Buddhas, Schalen, Krüge und Vasen, wie man sie sich nicht schöner vorstellen kann. Bis auf einen Platz in der Mitte, wo bequeme Sessel um einen ovalen, niedrigen Tisch gruppiert waren, fand mein Blick keine Stelle, auf der er sich ausruhen konnte. Dieser Raum war wie ein bedrückendes, wieder lebendig gewordenes Abbild eines längst vergangenen Chinas.

Nachdem uns der Hausherr gebeten hatte, Platz zu nehmen, klatschte er leise in die Hände. Drei in grauseidene Kimonos gehüllte Diener glitten in die Halle und stellten neben jeden von uns ein längliches Tischchen. Dann brachte einer von ihnen ein Tablett mit Gläsern, die beiden andern stellten Flaschen auf den Tisch. Sobald sie verschwunden waren, fragte Tan Tjin, was wir vor dem Essen zu trinken wünschten. Er goß

uns ein und trank auf mein Wohl. Konrad schien er kaum zu bemerken. Seine Bewegungen und Blicke galten nur mir.

„Wenn wir gegessen haben, werde ich Ihnen die übrigen Räume zeigen. Ihnen zu Ehren habe ich auch ein kleines Fest vorbereitet, einige ganz bescheidene Darbietungen dieses Landes, die Sie sonst nicht mehr zu sehen bekommen.“ Er seufzte. „Es ist sehr traurig, daß der Glanz, der Indien machte, verloschen ist. Die Europäer haben uns und China einst zu den größten Reichen der Erde aufgeklärt, das Christentum und den Sozialismus gebracht, mit denen wir uns jetzt auf unsere Art herumschlagen müssen.“ Er hob sein Glas und trank. Dann wandte er sich zum erstenmal an Konrad: „Sie haben viel gelesen, Herr Suter, und müssen doch zugeben, daß wir durch die Europäer nicht glücklicher geworden sind.“

Konrad, der teilnahmslos vor sich hingestarrt hatte, beantwortete diese Frage nicht. Statt dessen sagte er mit gereizter Stimme:

„Wir haben nicht viel Zeit. Lassen wir diese Unterhaltung. Ich möchte gern auf die geschäftlichen Dinge zu sprechen kommen.“

„Die geschäftlichen Dinge?“ fragte der Chinese erstaunt. „Ich wüßte nicht, daß wir geschäftliche Dinge zu besprechen hätten.“ Über sein bisher starres Gesicht glitt ein liebenswürdiges Lächeln. „Wir sind doch Freunde, Herr Suter“, und zu mir gewandt fuhr er fort: „Glauben Sie mir, für

uns Chinesen bedeutet Freundschaft alles. Für einen Freund opfern wir uns auf, wir gehen für ihn durchs Feuer.“

Konrad hatte aufgelacht. Jetzt beugte er sich Tan Tjin entgegen:

„Und der Brief, den Sie mir geschickt haben?“

Tan Tjin lächelte listig.

„Ein kleiner Trick, den Sie entschuldigen müssen. Was blieb mir andres übrig, nachdem Sie meine Einladung, mich mit Fräulein Dubois in Singapore zu besuchen, vergessen hatten?“

„Und als Sie mich an meinen toten Hausboy Ali erinnerten — war das auch nur ein kleiner Trick?“

„Vielleicht“, erwiderte Tan Tjin in einem Tonfall, der mich zusammenfahren ließ. In ihm glaubte ich die Stimme meines nächtlichen Besuchers auf der „La Patrie“ erkannt zu haben.

„Nicht wahr, Sie werden Ihrem Freunde zureden, uns diesen Abend, auf den ich mich so gefreut habe, nicht zu verderben.“

Hinter dem Blick, mit dem er mich anlächelte, schien etwas aufzublitzen, was sich wie ein Befehl in meinen Kopf bohrte. Ich drehte mich zu Konrad und sagte:

„Ich fände es schön, wenn wir blieben. Herr Tan Tjin hat sich so viel Mühe gemacht. Wir dürfen ihn nicht enttäuschen.“

„Wie du willst“, erwiderte er kurz. Dann leerte er sein Glas, an dem er vorher nur genippt hatte,

und als Tan Tjin ihn fragte, ob er beim Wermut bleibe, bat er um Whisky. Meine Neugierde und der Wunsch, den Chinesen kennenzulernen, waren viel zu mächtig, als daß ich seinem ungewöhnlichen Verhalten einen längeren Gedanken schenkte. Als die Diener bald darauf das Essen auftrugen, bemerkte ich nicht einmal, daß er betrunken war.

Immer hatte ich geglaubt, daß nichts auf der Erde die französische Küche schlagen könnte. An diesem Abend wurde ich eines Besseren belehrt. Die Platten kamen und gingen. Zwölf knabenschlanke Chinesen trugen in pausenlosem Wechsel an uns Gerichte vorüber, wie sie meine Zunge noch nie gekostet hatte. Zuletzt standen auf meinem Tisch so viele Tellerchen, Schälchen und Schüsselchen, daß ich mich zurücklehnte und protestierte.

Tan Tjin freute sich wie ein Kind. Er selbst aß kaum. Er leitete die Zeremonie des Servierens, verfolgte genau die Folge der Speisen, die anscheinend nach einem vorgeschriebenen Ritus vor sich ging, und füllte unsere Gläser. Dann öffnete er eine Champagnerflasche und sagte: „Ich liebe unser Essen, aber ich hasse den Reiswein“, und als Bestätigung ließ er den Korken der Flasche in die Luft springen.

Ich merkte, daß ich nicht mehr trinken durfte, und bedeckte mein Glas mit der Hand. So leerte er die Flasche mit Konrad, der nur wenig ge-

gessen, um so mehr aber getrunken hatte. Trotzdem war sein Gesicht immer noch verschlossen; er beteiligte sich auch nicht an der Unterhaltung.

Plötzlich, die Diener servierten uns gerade den Kaffee, erhob er sich und blieb schwankend stehen. Erst jetzt sah ich, daß es ihm nicht gut ging. Sein Gesicht war blaß; auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. Ich wollte ihn festhalten, aber schon stand Tan Tjin an seiner Seite. Er bat mich zurückzubleiben und führte ihn mit der Behutsamkeit eines Krankenpflegers aus der Halle.

Als er zurückkam, erklärte er mir lächelnd, daß mein Freund zuviel getrunken hätte. „Es geht ihm besser. Ich habe ihm etwas gegeben, was ihn bald wieder auf die Beine bringen wird. Sie brauchen sich keine Sorgen um ihn zu machen. Er liegt und schläft.“

Das Seltsamste war, daß ich mir wirklich keine Sorgen machte und daß ich, obwohl ich doch wußte, daß der Chinese ein Teufel war, keinen Augenblick an seinen Worten zweifelte. Ja, fast begrüßte ich Konrads Pech, denn jetzt konnte ich endlich offen mit ihm reden. So fragte ich ihn zunächst, was er gegen Suter habe.

„Wie kommen Sie auf diese Frage? Herr Suter ist einer der angenehmsten Menschen, die ich kenne.“

Unbeirrt fuhr ich fort:

„Das glaube ich nicht. Zufällig weiß ich, daß Herr Suter Sie fürchtet.“

„Mich fürchtet?“ Er machte das Gesicht eines erschreckten Kindes. „Das wäre ja ganz entsetzlich.“ Bedauernd wiegte er seinen Kopf auf und ab und murmelte, wie zu sich selbst: „Warum mag er mich wohl fürchten?“

„Er fürchtet, daß Sie ihn ruinieren wollen.“

Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. „Das kann ich nicht glauben.“

„Ich weiß es genau“, erwiderte ich. „Außerdem bin ich überzeugt, daß auch Sie es wissen.“

Im nächsten Augenblick bedauerte ich meine Offenheit, denn sein Blick wurde starr, und sein lächelnder Mund verzog sich zu einer Grimasse, die mich erschreckte. Dann sagte er in fließendem Französisch und in genau demselben singenden Tonfall, den ich nun schon kannte:

„Man muß nicht alles sagen, was man weiß, wie man auch nicht alles glauben sollte, was man hört.“

Ich überwand mein Entsetzen und sagte:

„Wollen Sie damit behaupten, daß Herr Suter mich belogen hat?“

Er schüttelte den Kopf: „Gelogen hat er nicht. Aber die Wahrheit hat er auch nicht gesprochen. Er sollte lieber schweigen und warten. Die Europäer können nie warten. Sie haben keine Zeit. Auch Ihr Freund Suter hat keine Zeit, wenngleich er sich einbildet, dieses Land zu kennen.“

Er war aufgestanden und zu mir getreten:

„Kommen Sie, ich will Ihnen etwas zeigen.“

Ich folgte ihm zu einem niedrigen Tisch, auf dem ein großes Stück Jade lag, in dem sich eine tiefe Aushöhlung befand. Er legte den Stein in seine Rechte, preßte seine Stirn in die Höhlung und sagte:

„Wir nennen ihn den Stein des reifen Gedankens.“ Dann hob er den Kopf und fuhr fort: „Niemand weiß, wie alt er ist, wie viele Gedanken schon in ihm schlummern. Vor Tausenden von Jahren war er flach wie meine Hand. Dann kam ein Mensch, senkte die Stirn auf seine kühle Glätte und bedachte, was ihn quälte und trieb. Bevor er starb, gab er ihn weiter an seinen Sohn. So wanderte der Stein durch viele Generationen, bis er das Mal aller Stirnen trug, die sich in ihm versenkten.“

Ich griff nach dem Stein. Er legte ihn mir in die Hand, und unwillkürlich beugte ich meinen Kopf und legte die Stirn in die Rundung. Mir war, als verspürte ich ein Murmeln, dunkel und geheimnisvoll wie der Atem des Dschungels.

Als wir uns wieder gesetzt hatten, fragte ich ihn, ob auch er diesen Stein gebrauche.

„Manchmal, wenn ich vor wichtigen Entscheidungen stehe. Aber man steht nur selten vor wichtigen Entscheidungen.“

„Sie wissen, daß ich mit Herrn Suter verlobt bin?“

„Ich weiß“, sagte er, „und ich weiß auch, daß Sie ihn nicht lieben!“

„Das ist nicht wahr“, rief ich empört aus.

„Es ist gleichgültig“, erwiderte er lächelnd. „Sie werden ihn nicht heiraten.“

„Ich werde ihn bestimmt heiraten.“

Er machte eine unbestimmte Handbewegung, ohne ein Wort.

Ich bekam es plötzlich mit der Angst zu tun. Dieser Mann war mir unheimlich.

„Sie haben ihm doch nichts getan?“

Jetzt sah er mich an, wie damals an Bord.

„Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen. Menschen, die Ihnen nahestehen, sind auch meine Freunde.“

Ich wollte aufatmen, als mir die Geschichte mit Konrads Hausboy Ali einfiel.

„Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?“

Ich zögerte.

„Bitte, sagen Sie mir alles. Wir haben nicht mehr viel Zeit. In zehn Minuten wird Herr Suter wieder unten sein.“

So fragte ich ihn, ob er an dem Tode Alis schuldig sei.

Sein Lächeln erstarb. „Haben Sie das geglaubt?“

„Ich weiß es nicht. Jetzt glaube ich es nicht mehr.“

Wieder kam diese vage Handbewegung; dann fing er an zu erzählen:

„Wahrscheinlich wundern Sie sich, daß ich Ihre Muttersprache beherrsche. Meine Frau war eine Französin. Sie stammte wie Sie aus Paris. Ich

lernte sie in Singapore kennen, wo sie bei einer englischen Familie als Gouvernante angestellt war.“ Er lächelte. „Damals war ich noch jung, nicht so fett wie heute. Wir heirateten, und da ich genügend Geld hatte, konnte ich meiner Frau alle Wünsche erfüllen. Ich liebte sie sehr. Sie war ganz anders als die Europäerinnen, die ich sonst kenne, aufgeschlossen und heiter. Sie kannte keinen Dünkel und eroberte sich bald die Herzen meiner Rassegenossen. Wir bewohnten damals ein Haus im Europäerviertel in Singapore. Nach einjähriger Ehe bekamen wir ein Kind, ein Mädchen, das wir später auf die englische Schule schickten. Meine Frau — sie hieß Françoise — liebte Nanette abgöttisch. Später fuhr ich mit Françoise nach Frankreich, wo wir drei Monate bleiben wollten. Ein Telegramm rief uns zurück. Nanette, die damals zwölf Jahre alt war, hatte sich das Leben genommen. Sensibel und überempfindlich konnte sie die Niedertracht und geringschätzig Herablassung der anderen Kinder des Instituts, in das wir sie für die Dauer unserer Abwesenheit gegeben hatten, nicht ertragen. Sie warf sich vor einen Lastwagen. Meine Frau erkrankte an einem Nervenfieber und starb wenige Wochen später.“ Er richtete sich auf. Sein Gesichtsausdruck, vorher völlig abwesend, wurde plötzlich brutal, und wie unter einem Zwang wechselte er mit heiserer Stimme ins Englische hinüber: „Ich kehrte zurück, woher ich gekommen

war. Aus dem Mister Tán wurde wieder Tan Tjin. Mit einer Welt, in der schon die Kinder quälen, was nicht von ihrer Art und Hautfarbe ist, wollte ich nichts mehr zu tun haben. Ich baute mir dieses Haus und hielt mich nur in Singapore auf, wenn ich dort geschäftlich zu tun hatte. Seit dieser Zeit verbinden mich mit den Europäern nur noch die Geschäfte. Daß ich ihnen dabei kleine Lektionen erteile, ist mein Privatvergnügen, doch schätze ich sie nicht so hoch ein, daß ich ihretwegen einen Menschen töten würde. Der Mörder Alis war der chinesische Fabrikaufseher Suters. Er tötete in Ali einen Nebenbuhler. Hier geschieht nichts, was ich nicht erfahre. Die Vorbedingung, in Asien erfolgreiche Geschäfte abzuschließen, ist der Ausbau eines Nachrichtennetzes. Ich habe meine Agenten überall sitzen, und wenn ich Suter an seinen toten Hausboy erinnerte, so tat ich das nur, um ihn zu zwingen, mich mit Ihnen zusammen zu besuchen.“

„Und warum lag Ihnen so viel an meinem Besuch?“

„Sie sprechen wie Françoise und erinnern mich an sie“, sagte er auf französisch. „Ich wollte Ihr Freund werden, wollte Sie beschützen. Darum gab ich Ihnen auch den Umschlag mit der Adresse eines meiner Agenten, und darum habe ich Ihnen meine Geschichte erzählt. Den Zettel können Sie jetzt fortwerfen. Sie wissen, wo Sie mich finden können und daß es in diesem Lande einen Men-

schen gibt, auf den Sie sich ganz verlassen können. Sie sind schön, viel zu schön für dieses Land, in dem Ihre Rassegenossen nur den einen Wunsch haben, alles zu fressen, was ihnen über den Weg läuft. Ich will nicht, daß Sie unglücklich werden.“

„Aber Suter liebt mich“, rief ich aus. „Außerdem ist er ein wirklich guter Mensch, dem Sie unrecht tun.“

„Er ist ein Narr“, erwiderte er mit einem geringschätzigen Lächeln. „Er paßt nicht zu Ihnen. Es gibt eine Güte, die gleichbedeutend mit Dummheit ist.“ Er hob lauschend den Kopf, fuhr aber gleich darauf fort:

„Warum sind Sie ausgerechnet hierher gekommen? Es hätte doch genügt, wenn Sie Paris verlassen hätten.“

„Haben Sie Ihre Agenten auch in Frankreich?“ fragte ich erstaunt.

„Ich habe mich für Sie interessiert“, erwiderte er.

„Schon als Kind hatte ich Sehnsucht nach Indien. Ich wollte hier malen.“

Er beobachtete mich mit einem Ausdruck, der mich unsicher machte. Dann sagte er leise: „Herr Suter kommt. Vergessen Sie alles, was ich Ihnen erzählt habe, aber vergessen Sie nie, daß ich Ihr Freund bin.“

Gleich darauf hörte ich hastige Schritte, eine schmale Tür wurde aufgestoßen, und Konrad stolperte herein. Ich sprang auf und ging ihm entgegen. Seine Augen flackerten.

„Gott sei Dank“, rief er aus und griff nach meiner Hand. Anscheinend fiel ihm ein Stein vom Herzen. Mit verlegenem Gesicht entschuldigte er sich: „Ich hatte wohl zu viel getrunken.“

Tan Tjin, der ebenfalls aufgestanden war, lachte meckernd: „Das Trinken schenkt uns Vergessenheit.“

Konrad warf ihm einen unsicheren Blick zu. „Und du?“ wandte er sich zu mir.

„Herr Tan Tjin hat mir inzwischen verschiedene Dinge gezeigt und erklärt, die Masken, das Porzellan und ...“

„Nicht der Rede wert“, sagte Tan Tjin und klatschte in die Hände.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, so gehen wir jetzt in den Garten. Ich habe dort einige kleine Überraschungen für meine hohen Gäste.“

Er machte eine einladende Handbewegung. Jetzt war er wieder ein grinsender Chinese, fremd und undurchsichtig. Während wir hinaus in den Garten gingen, erschien mir alles, was ich in seinem Hause erlebt hatte, wie ein Traum.

Er führte uns um das Haus zu einem offenen Platz, auf dem ein schimmerndes Zelt stand. Von weitem sah es aus wie eine Pyramide, deren Fläche in einem matten Gelb erstrahlte. Zwei Diener schlugen die schwerseidenen Falten des Eingangs zurück, liefen voran und stellten sich hinter drei niedrige Sessel, neben denen, wie in der Halle, kleine mit Früchten und Süßigkeiten beladene

Tische standen. Kaum hatten wir Platz genommen, so begann eine chinesische Kapelle, die neben dem Eingang auf dem Boden hockte, ein ohrenbetäubendes Konzert. Das kratzte und jammerte, piepte und pffte wie tausend Teufel. Während sich über Tan Tjins Gesicht ein genußvolles Lächeln breitete, hatte ich das Gefühl, als zöge man mir ein Messer durch die Zähne. Ein Seitenblick zu Konrad überzeugte mich, daß es ihm nicht besser erging als mir. Ich atmete auf, als die höllische Ouvertüre ausklang. Schon betrat ein Chinese die Mitte und begann zu jonglieren. Er spielte mit Tassen, Tellern, Krügen und Schüsseln, ließ blitzende Messer durch die Luft wirbeln und warf zuletzt so viele Dinge in die Höhe, daß ich hundert Hände gebraucht hätte, um sie aufzufangen. Ihm folgten ein Zauberer, zwei Parterreakrobaten und ein Mann, der sich von einem andern solange foltern ließ, bis mir übel wurde und ich Tan Tjin bat, ihn zu begnadigen. Zuletzt erschienen vier siamesische Tempeltänzerinnen in goldenen Gewändern, die zu einer unbeschreiblich zarten Melodie ihre alten Tänze zelebrierten und mich derartig entzückten, daß ich den Wunsch äußerte, sie kennenzulernen.

Mit scheuen Bewegungen und starren, weißgepuderten Gesichtern traten sie auf uns zu, klapperten mit ihren Kirschenaugen und zogen an den Gelenken ihrer zerbrechlichen Finger. Ich bewunderte den Goldschmuck, mit dem sie von

oben bis unten behängt waren, und reichte ihnen die Schale mit Früchten, die neben mir auf dem Tisch stand. Jede nahm sich eine Mangistan. Dann gingen sie durch das Zelt und verschwanden.

„Sie kommen mir vor wie fremde Blumen“, sagte ich zu Konrad. „Ich bin sicher, daß sie ganz anders sind als gewöhnliche Menschen.“

Tan Tjin meckerte vor Vergnügen über diese Bemerkung. „Sie sollten diese kleinen Biester erleben, wenn sie unter sich sind. Sie liegen sich von morgens bis abends in den Haaren und stiften unter meinen Dienern mehr Unfrieden, als mir lieb ist.“

„Leben sie denn immer bei Ihnen?“

Er nickte. „Ich brauche sie, um meine Gäste zu unterhalten.“

„Und um ihnen die Köpfe zu verdrehen“, mischte Konrad sich ein.

Tan Tjin erhob sich und drohte ihm grinsend mit dem Finger: „Sie werden doch nicht aus der Schule plaudern, Herr Suter.“ Im selben Augenblick begann die Kapelle mit ihrer Katzenmusik, deren durchdringendes Gejammer uns begleitete, bis wir wieder vor seinem Hause standen. Konrad wollte sich verabschieden. Tan Tjin bat ihn, sich noch wenige Minuten zu gedulden. Er würde uns gern ein Gastgeschenk mitgeben. Er ging und kam gleich darauf mit einem kleinen, verschnürten Holzkästchen, das er mir überreichte. Konrad schob er einen Briefumschlag in die Hand.

Er begleitete uns durch den Garten bis vor das Portal. Zwei Fackelträger liefen vor uns her, und Tan Tjin ließ es sich nicht nehmen, auf die Straße zu treten und zu warten, bis Konrad den Motor angelassen hatte. Eine letzte, tiefe Verbeugung, dann fuhr der Wagen an und entführte uns einem Erlebnis, das mich noch tagelang beschäftigte, dessen entscheidende Bedeutung mir aber erst viel später klar werden sollte.

Auf der Rückfahrt zu unserem Hotel hatte ich mit Konrad zum erstenmal Streit, denn als ich davon sprach, daß ich noch ganz benommen sei von diesem Besuch und mich freue, den Chinesen näher kennengelernt zu haben, schalt er mich ein ahnungsloses, vertrauensseliges Kind, das ihm die Verpflichtung auferlege, mich auf Schritt und Tritt zu bewachen. Ich widersprach, und zuletzt erklärte ich ihm, daß er Tan Tjin völlig falsch beurteile. „Ich kenne ihn jetzt besser als du, und ich betrachte ihn als meinen Freund.“

Schweigend betraten wir das Hotel. Erst vor meinem Zimmer bat Konrad mich, ihm seine heftigen Worte zu verzeihen. Zwar könnte er seine Meinung über Tan Tjin nicht ändern, aber selbstverständlich stände es mir frei, zu denken und zu glauben, was ich wollte. Ich erinnerte ihn an den Briefumschlag, den Tan Tjin ihm gegeben und den er gedankenlos in die Seitentasche seines Jacketts geschoben hatte, und bat ihn, dabei zu sein, wenn ich das Kästchen öffnete.

Kaum hatten wir mein Zimmer betreten, so löste ich die Verschnürung und schob den Deckel auf. Dann starrte ich wie gebannt auf ein Schmuckstück, dessen Kostbarkeit mich völlig überraschte. Auf dunkelblauer Seide lag ein goldener Anhänger. Er hatte die Form einer geöffneten Lotusblume. Auf dem Grund des Kelches schimmerte matt ein großer Smaragd. Behutsam nahm ich den Schmuck heraus, legte ihn in meine Handfläche und freute mich an seiner edlen Schönheit. Ich kam erst zu mir, als Konrad feststellte, daß dieses Stück sehr alt sein müsse und wahrscheinlich aus der Blütezeit der indischen Moguls stamme.

Inzwischen hatte er den Briefumschlag aufgerissen. Ich sah, wie er den Inhalt herauszog und erbleichte.

„Der Kerl ist völlig wahnsinnig geworden“, murmelte er, legte zwei Papiere auf den Tisch und begann zu lesen. Wortlos gab er mir dann den Brief. Ich las:

„Was ist Grenze? Dem einen ist sie der Riemen um den Leib des Hungernden, dem andern das Korsett, das ihm Halt gibt. So hat Grenze, wie jeder Begriff, eine zweifache Maske. Das Gesicht aber, das unter der Maske ist, kennt niemand, und niemand sah es.“

Ich starrte auf das Papier, überdachte, was ich gelesen hatte, und plötzlich erkannte ich, daß alle Menschen Masken tragen. Es waren die Masken der Tarnung, die sie sich selbst aufsetzten,

und Masken, die andere ihnen über das Gesicht streiften, denn jedermann macht sich von seinem Nachbarn ein anderes Bild, das, da er dabei nur an sich dachte, falsch ist. So schien Tan Tjin hundert verschiedene Gesichter zu haben. Konrad erblickte in ihm das Abbild eines Teufels, mir hatte er sich als ein gütiger, aber vom Leben enttäuschter Mensch gezeigt, und ein dritter mochte ihn wieder völlig anders sehen.

Ich mußte an Peter Mansfield denken, an unsere drei Begegnungen.

Welches seiner vielen Gesichter war das echte? Oder konnte ich sein eigentliches Gesicht nur darum nicht sehen, weil ich mir von ihm, wie Konrad von Tan Tjin, immer ein falsches Bild gemacht hatte? Liebe und Haß machten blind. So mußte man also gleichgültig sein, um einen Menschen zu erkennen. Wie unsagbar schwer war doch das Leben!

Ich richtete mich auf. Konrad starrte nachdenklich auf die beiden Papiere auf dem Tisch. Ich reichte ihm den Brief.

„Er hat mir meine beiden Schuldscheine zurückgegeben“, sagte er mit gepreßter Stimme. „Ich muß sie ihm morgen zurückschicken.“

„Das ist unmöglich“, antwortete ich erschrocken. „Du würdest ihn maßlos kränken. Es genügt, wenn du ihm eines Tages das geliehene Geld zurückgibst.“

Wieder blickte er auf den Brief. Dann schüttelte

er den Kopf. „Dieser Mann ist mir ein völliges Rätsel.“ Er sah mich an und fügte hinzu: „Fast glaube ich, daß er das nur für dich getan hat.“

Ich errötete. „Warum sollte er etwas für mich tun, was nur dich und ihn angeht?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte er gequält.

„Ich habe immer so das Gefühl, als ob du mir etwas verbirgst. Du warst ganz anders, als ich wieder in die Halle kam. So versonnen. Als hätte er dir etwas gesagt, was dich nachdenklich gestimmt hätte.“ Er setzte sich auf die Kante des Tisches. „Ich wollte gestern schon mit dir reden. Du weißt ja, diese Begegnung mit Mansfield, und dein Gespräch mit Varga. Ich spüre allzu deutlich, wie du noch an Mansfield hängst, wie sehr er dich beschäftigt, und ich habe Angst.“

Ich wollte ihn nicht belügen und schwieg.

Er hob den Kopf.

„Vielleicht sollten wir die Hochzeit besser verschieben, bis du dir über alles im klaren bist. Ich weiß nicht, wie diese Begegnung auf Suka Mandi zwischen euch verlaufen ist, aber ich könnte mir vorstellen, daß es gar nicht zu einer wirklichen Aussprache kam. Glaube mir, ich will nur dein Glück. Wenn du mir jetzt sagst, daß du mich nicht heiraten kannst, so wird das an meinen Gefühlen zu dir nichts ändern. Ich liebe dich doch und werde dich immer verstehen.“

Ganz beschämt trat ich zu ihm und legte mein Gesicht an das seine. „Du bist viel zu gut für

mich“, flüsterte ich. Dann gab ich ihm einen Kuß, drängte ihn aus der Tür und bat ihn, sich keine Sorgen zu machen.

Am nächsten Morgen kehrten wir nach Suka Mandi zurück. Als wir in die Berge kamen, wandte ich den Kopf und blickte über die weite Ebene bis hinüber zu dem schmalen Streifen der Brandung, hinter dem die Inselstadt Pinang lag, und ich nahm Abschied von ihr wie von etwas Vertrautem.

Konrads Mutter empfing uns mit der Neuigkeit, daß Frau Mansfield sie besucht hätte. Sie gab eine bewegte Schilderung von der Begegnung.

„Eine entzückende Frau, die anscheinend einen großen Kummer hat. Sie wäre, wie sie mir sagte, schon früher gekommen, wenn sie nicht einen Malariaanfall gehabt hätte. Sie fühle sich sehr einsam und sei glücklich, uns als Nachbarinnen zu haben. Sie erkundigte sich auch nach Corinna und bedauerte sehr, daß ihr nicht da wart.“

„Aber woher wußte sie von unserer Anwesenheit?“

Konrad lachte mich aus. „Hier weiß man doch alles.“

Konrads Mutter zeigte uns drei große weiße Orchideen, die Frau Mansfield ihr mitgebracht hatte.

„Zuerst war ich ganz verwirrt, als ein weißer Sportwagen vorfuhr. Ich konnte mir nicht denken, daß der Besuch dieser schönen, blonden

Frau mir galt. Bis sie sich dann vorstellte.“ Sie wandte sich an Konrad: „Du hast völlig recht, sie ist ein Engel. Dieses herrliche Haar und dann die großen traurigen Augen. Jedesmal wenn sie mich ansah, zog mein Herz sich zusammen. Sie muß viel durchgemacht haben. Ihr Mann scheint sich nicht viel um sie zu kümmern, denn als ich sie fragte, wie es ihm gehe, erwiderte sie selbstvergessen, daß sie es nicht wisse. Natürlich verbesserte sie sich sofort und sagte, daß er in Pinnang sei. Später erzählte sie mir, daß sie meistens allein sei und mit den andern Frauen nicht verkehre. Ihre besten Freunde wären die Bücher und ihre Blumen. Ich habe ihr einige Bücher aus deiner Bibliothek mitgegeben.“

„Hat sie sonst noch etwas von ihrem Mann erzählt?“ fragte Konrad. Seine Mutter schüttelte den Kopf. „Aber aus allem, was sie mir sagte, klang eine tiefe Verlassenheit. Ich glaube, wir sollten uns um sie kümmern. Ich bin ja nicht mehr lange hier, aber Corinna könnte sich ihrer annehmen.“

Sie lächelte. „Ihr würdet gut zueinander passen. Beide schön, und im Temperament würdet ihr euch ergänzen.“

„Hast du sie eingeladen?“ fragte Konrad.

„Ich habe sie gefragt, ob sie uns mit ihrem Mann zusammen am Sonnabend besuchen wollte. Sie lehnte ab mit dem Bemerken, daß sie leider keine festen Verabredungen treffen könne. Ihr

Mann liebe das nicht. Darum wäre es ihr auch nicht möglich, uns zu empfangen. Sie versprach vorbeizukommen, sobald sie Zeit hätte. Sie ist Dänin und hat einen wunderschönen Vornamen: Dagmar.“

Plötzlich erinnerte ich mich Peter Mansfields Uhr, die immer noch zusammen mit seinem Briefchen in dem Kasten lag, den ich in einem meiner Koffer verwahrte.

„Ich bin immer bei dir. Dagmar.“ So war diese Uhr ein Geschenk seiner Frau, die ihn liebte und litt, weil er sie schlecht behandelte. In diesem Augenblick kam ich mir so minderwertig vor, daß ich am liebsten mit der Uhr zu ihr gelaufen wäre und sie um Verzeihung gebeten hätte. Denn auf das Urteil von Konrads Mutter konnte ich mich verlassen.

Als Konrad und ich später allein waren, meinte er kopfschüttelnd, daß ihm dieser Besuch ein Rätsel sei. Noch nie habe Frau Mansfield sein Haus betreten, und er fragte mich, ob sie etwas von dem, was zwischen ihrem Mann und mir vorgefallen wäre, wissen könnte. Ich verneinte. Ich war überzeugt, daß diese vierundzwanzig Stunden in Paris einzig unser Geheimnis waren.

Der Besuch Dagmar Mansfields beschäftigte mich unausgesetzt; der Gedanke sie aufzusuchen, um ihre Bekanntschaft zu machen, ließ mir keine Ruhe. Das einzige Hindernis war die Befürchtung, mit Peter zusammenzutreffen. Das wollte

ich in jedem Fall vermeiden. Ich holte seine Uhr aus dem Koffer, öffnete den Deckel und betrachtete die Widmung. Der feine Kratzer, der wie ein Strich über die Worte hinlief, erinnerte mich an meine Eifersucht, und meine Wimper auf dem Zifferblatt an meine Liebe. Ich wollte ihn nicht mehr lieben. So entfernte ich dieses Zeichen meiner Hingabe und überlegte mir, ob ich die Uhr Mansfield zurückschicken sollte. Vielleicht würde er sie wieder tragen, und seine Frau würde darin eine neue Hoffnung finden. Doch ließ ich diesen Gedanken sofort wieder fallen. Es gab nur die eine Möglichkeit, sie ihm persönlich zu geben.

Von Konrad hatte ich inzwischen das Autofahren erlernt. Da er seine Kontrollgänge durch die Pflanzung immer zu Fuß machte, hatte er mir freigestellt, seinen Wagen, einen großen Packard, zu gebrauchen. So beschloß ich eines Morgens, einen Ausflug nach Serembang, unserer Distriktsstadt, zu machen. Da ich wußte, daß Tanah Senang am Wege lag, spielte ich gleichzeitig mit der Möglichkeit, vielleicht Dagmar Mansfield zu begegnen. Konrads Mutter begleitete mich.

Als wir die ersten Anpflanzungen von Tanah Senang durchquerten, erinnerte ich mich der Worte Konrads. Während die Heveen auf Suka Mandi in dichtem Unkraut standen, war der Boden hier sauber und gepflegt. Überall trafen wir kleine Arbeitsgruppen, die jäteten, hackten oder Gräben aushoben. Gleichzeitig erstaunte

mich, daß die Leute, wenn wir vorbeifuhren, ihre Hüte vom Kopf rissen und ein ausgesprochen unterwürfiges Benehmen zeigten. Auf Suka Mandi bewegten sie sich frei und ungezwungen, und den Hut zogen sie erst ab, wenn man sie ansprach.

Es war ein herrlicher Tag. Konrads Mutter sprach über die Menschen in der Schweiz, beklagte ihre Kleinbürgerlichkeit und meinte, daß es ihr nicht leichtfalle, Indien so bald zu verlassen. Noch fühlte ich mich nicht sicher genug im Autofahren, nickte nur und konzentrierte mich ganz auf die Straße. Als ich um die nächste Biegung fuhr, sah ich von weitem eine europäisch angezogene Frau. Sie stand am Rande der Straße, beschattete ihre Augen mit der Hand und blickte uns entgegen.

„Das ist Frau Mansfield“, rief meine Nachbarin. „Welch glücklicher Zufall, daß wir ihr hier begegnen. Nun kann ich euch wenigstens miteinander bekannt machen.“

Mit klopfendem Herzen stoppte ich den Wagen, und sobald Dagmar Mansfield Frau Suter begrüßt hatte, wandte sie sich zu mir.

Sie war etwas kleiner als ich und hatte die Figur eines jungen Mädchens, zart und schlank. Das dichte, blonde Haar, das in langen Locken auf ihre Schultern fiel, glänzte im Sonnenlicht wie Gold. In ihrem fast klassisch geschnittenen Gesicht waren ihre großen Augen das Schönste. Sie erstrahlten in einem Blau, wie ich es noch nie

gesehen hatte, dunkel glänzend und samten. Sie trug ein rohseidenes, einfach geschnittenes Kleid. In der Hand hielt sie eine große weiße Orchidee. Sie war tatsächlich ein Engel. Sie lächelte mich an und sagte:

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen. Frau Suter hat mich schon ganz neugierig auf Sie gemacht.“

Ihre Stimme hatte einen leicht brüchigen Klang, der aber nicht unangenehm war. Sie fragte mich nach unserem Ziel. Als sie hörte, daß wir nur einen kurzen Abstecher nach Serembang machen wollten, bat sie uns, die Fahrt zu unterbrechen und bei ihr einen Drink zu nehmen. Sie stieg zu uns in den Wagen, und schon nach zwei Minuten stoppte ich vor dem Bungalow Peter Mansfields, einem im englischen Landhausstil errichteten Steinbau, der inmitten einer weiten, von schmalen Blumenrabatten gesäumten Grasfläche lag.

Dagmar Mansfield führte uns zu einem kleinen, verandaartigen Vorbau, auf dem mehrere bequeme Korbstühle und ein Tisch standen, entschuldigte sich und brachte gleich darauf ein Tablett mit Gläsern und Flaschen.

„Unser Hausboy hatte einen kleinen Unfall. Da kann ich wenigstens für einige Tage Hausfrau sein.“ Sie lächelte mir zu. „Auch Sie werden noch feststellen, daß die Herrenrolle, die unsere Männer hier spielen, uns ziemlich lahmlegt. Sie haben wenigstens ihre Arbeit, aber wir ...“

Frau Suter stimmte ihr bei: „Sie haben völlig

recht, ich kam mir schon nach einer Woche überflüssig vor.“

„Ich glaube nicht, daß ich mich hier langweilen werde“, sagte ich zögernd. „Außerdem bin ich der Ansicht, daß man sich auch als Hausfrau nicht alles aus der Hand nehmen lassen muß. Gerade, weil wir die Herren sind, sollten wir tun, was uns nötig erscheint.“

Dagmar Mansfield lächelte resigniert. Erst jetzt sah ich, daß ihre Lippen um ein wenig zu schmal waren.

„Das habe ich auch einmal gedacht, und ich habe auch versucht, danach zu leben. Bis ich dann . . .“ Sie seufzte.

„Ach was, Frau Mansfield“, sagte Konrads Mutter, „jetzt wird alles anders! Corinna ist so lebensfroh und stark, sie kann Ihnen bestimmt etwas von ihrer Kraft abgeben.“

„Wie gern möchte ich das!“ rief ich spontan aus. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich Sie nicht fröhlich machen könnte. Dieses Land ist so wunderbar. Ein ganzes Leben erscheint mir zu kurz, um es richtig kennenzulernen. Der Dschungel, die Pflanzungen und die Eingeborenen . . ., noch weiß ich gar nicht, wo ich anfangen soll.“

„Frau Suter erzählte mir, daß Sie malen?“ Ich nickte.

„Wenn ich zu Ihnen komme, müssen Sie mir einige Ihrer Arbeiten zeigen. Ich habe mich immer sehr für Malerei interessiert.“ Wieder seufzte sie.

„Es ist schade, aber wenn man immer allein ist und keinerlei Anregungen bekommt, schläft alles ein.“

„Aber Sie sind doch verheiratet“, platzte ich heraus.

Sie sah mich mit einem Ausdruck an, der mich verwirrte. In diesem Augenblick war ich überzeugt, daß sie alles wußte. Aber schon lächelte sie wieder ihr trauriges Lächeln.

„Hier haben die Männer keine Zeit. Gummi, Gummi und nochmals Gummi, und ist's nicht der Gummi, so ist es der Alkohol.“ Sie schüttelte sich. „Oh, wie ich diesen Alkohol hasse!“

Sie griff nach einer Schachtel Zigaretten und bot uns an. Wir dankten.

„Sie rauchen nicht?“ fragte sie erstaunt.

„Nein, ich habe gar kein Verständnis dafür“, erwiderte ich.

„Ich könnte ohne Rauchen nicht leben.“ Sie unterbrach sich, um sich die Zigarette anzustecken, und fuhr dann fort: „Wahrscheinlich sind es die Nerven. Früher habe ich auch nicht geraucht. Aber dann...“ Sie machte eine müde Handbewegung.

Anscheinend hatte sie die Gewohnheit, keinen Satz zu beenden, eine Eigenart, die mich bei andern Leuten immer irritiert hatte. Bei ihr entschuldigte ich sie mit dem vielen Alleinsein. Sie kam dann auf Paris zu sprechen, erzählte mir, daß sie in Frankreich ihre schönste Zeit verlebt

hätte, und brachte ein Fotoalbum mit herrlichen Aufnahmen aus den Savoyen. Bei einigen dieser Bilder zeigte sie auf ein junges Mädchen mit strahlendem Gesicht und sagte:

„Damals war ich ganz anders. Dabei liegen zwischen damals und heute nur fünfzehn Jahre. Fünfzehn Jahre haben mich zu einer alten Frau gemacht.“

Wir protestierten, sie lächelte traurig, und plötzlich wurde mir klar, daß ein lebensbejahender Mensch an der Seite dieser Frau wahnsinnig werden mußte. Gab es denn nichts, was sie freute, nichts, worüber sie unbefangen lachen konnte! Ich sah Peter Mansfield vor mir, wie wir damals im Wald nackt badeten, erinnerte mich unserer Ausgelassenheit, und ich bezweifelte, daß ihm seine Frau je ein echter Kamerad gewesen war.

„Und wann werden Sie heiraten?“

Ich schrak empor. Seltsam, aber alles in mir sträubte sich, diese Frage zu beantworten.

„In drei Wochen“, sagte ich.

„Sie bekommen den besten, Mann, den ich kenne.“

Konrads Mutter erhob lachend Einspruch, aber Dagmar Mansfield redete sich in eine förmliche Begeisterung hinein. Sie pries die Vorzüge meines künftigen Mannes in so beredter Weise, daß ich sie kaum wiedererkannte.

„Ich weiß“, sagte ich zuletzt fast ungeduldig. „Schließlich bin ich tagtäglich mit ihm zusammen.“

Plötzlich sah ich, wie ihre Augen sich weiteten. Ich wandte mich zum Garten hin und erstarrte. Den Tropenhelm auf dem Kopf kam Peter Mansfield mit langen schlaksigen Schritten auf das Haus zu. In seiner Hand schlenkerte er einen Spazierstock, und neben ihm liefen zwei Riesenschnauzer, die sich auch, als er vor uns stand, nicht von seiner Seite rührten.

Er begrüßte uns. Sein Gesicht war völlig ausdruckslos. Nur als er Konrads Mutter die Hand reichte, lächelte er.

„Wie geht es Herrn Suter?“ fragte er höflich.

Doch wartete er die Beantwortung dieser Frage nicht ab, entschuldigte sich und ging in das Haus. Ich hörte, wie er den Hunden einen Befehl gab, dann schlug eine Tür zu, und wir waren wieder allein. Erst jetzt sah ich, wie seine Frau sich verändert hatte. Ihr Gesicht war kalkweiß, und das Flackern in ihren Augen drückte eine so tiefe Angst aus, daß ich fühlte, wie auch mein Herz sich erschrocken zusammenzog. Sie sah aus, als müßte sie sich im nächsten Augenblick erbrechen. Aber noch bevor einer von uns etwas sagen konnte, fuhr sie empor und bat uns mit bebender Stimme, weiterzufahren:

„Mein Mann“, stammelte sie. „Sie müssen fort, sonst gibt es nur Unannehmlichkeiten.“

So glich unser Aufbruch einer regelrechten Flucht. Sie schien sich erst wieder zu fangen, als sie uns am Wagen die Hand reichte, denn kurz

bevor ich anfuhr, fragte sie mich, ob sie mich bald wiedersehen könnte, und als ich ihr sagte, daß ich immer Zeit hätte, schlug sie mir vor, mich am nächsten Tag zu einem Morgenspaziergang abzuholen.

„Dieser Mann muß ein Teufel sein“, sagte Frau Suter, nachdem wir die ersten Kilometer schweigend zurückgelegt hatten. „Dabei macht er keinen unsympathischen Eindruck. Aber die Angst der armen Frau war erschütternd.“

Ich stimmte zu. Ich konnte ihr ja nicht sagen, daß ich Peter Mansfield von einer ganz anderen Seite kannte. Leise bemerkte ich nur, daß man wohl nie wüßte, was sich zwischen zwei Menschen abspielte, die jahraus, jahrein nebeneinander lebten. Ich spürte ihren prüfenden Blick, und weil ich dieses Thema vermeiden wollte, machte ich sie auf einen Malaien aufmerksam, der am Rande der Straße hockte und auf einer Bambusflöte blies. Als ob leben müssen nichts anderes als eine kleine, dünne Melodie sei.

Pünktlich zu der vereinbarten Zeit erschien Dagmar Mansfield am nächsten Tage in einem schnittigen, weißen Sportwagen mit rotgepolsterten Sitzen und silbernen Beschlägen. Während ich ihn bestaunte, erklärte sie mir, daß sie diese Sonderanfertigung eigens aus Deutschland bestellt hätte.

„Die amerikanischen Wagen sind mir zu plump und zu wenig empfindlich.“ Liebkosend strich sie

über die Motorhaube. „Mein BMW hat eine wirkliche Seele.“

Ich fand ihre Behauptung genau so albern wie ihr gekünsteltes Lächeln. Ein Auto blieb für mich immer nur eine Sache, die man gebrauchte, weil sie bequem war. Aber begeistern konnte ich mich dafür nicht.

Sie fragte mich, ob ich ein bestimmtes Ziel hätte, und als ich ihr einen Spaziergang durch Suka Mandi vorschlug, meinte sie mit einem Blick auf ihre hochhackigen Schuhe, daß sie eine Fahrt in ihrem Wagen vorziehen würde. So setzte ich mich neben sie: sie schlug die Straße ein, die nach Malakka führte.

Ich bin nicht ängstlich, aber der verbrecherische Leichtsinn, mit dem sie die kurvenreiche Straße entlangraste, benahm mir den Atem. Unwillkürlich verkrampften sich meine Hände in den Polstern, und meine Füße stemmten sich gegen die Rückwand des heulenden Motors. Einmal begegnete ich im Rückspiegel ihrem Blick. Ich lächelte unbefangen. Ich wollte nicht, daß sie mir meine Angst anmerkte. Dort, wo der Dschungel sich öffnete und die Straße den Blick in die Ebene freigab, zog sie die Bremse. Tief aufatmend bemerkte sie: „Das tat gut. Ich brauche dieses Gefühl grenzenloser Schnelligkeit, dieses Rasen ins Nichts. Es schenkt mir Entspannung.“

„Ich würde gern etwas laufen“, sagte ich und stieg aus dem Wagen.

Sofort war sie an meiner Seite, als ich mich aber zurückwandte, zog sie mich in die entgegengesetzte Richtung.

„Ich kann den Dschungel nicht vertragen. Er ist mir unheimlich; seine Geräusche machen mich krank. Unser erstes Haus lag am Rande des Urwalds. Ich habe keine Nacht geschlafen. Immer hatte ich Angst.“

Ich schwieg. Ich konnte ihr nichts darauf entgegen! Schon jetzt wußte ich, daß wir völlig verschieden waren.

Kaum waren wir einige Schritte gegangen, so nahm sie aus ihrer Tasche ein Etui und steckte sich eine Zigarette an. Dann begann sie zu sprechen: „Ich muß mit Ihnen reden, Fräulein Du-bois.“ Sie blieb stehen und starrte auf den Boden. Dann hob sie den Kopf: „Ich weiß alles.“

Mich mit äußerster Kraft beherrschend, fragte ich:

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Peter hat mir alles erzählt . . .“ Langsam ging sie weiter. „Er hat mir erzählt, wie er Sie während seines Urlaubs in Paris getroffen hat und daß Sie . . .“

Unfähig, einen Ton von mir zu geben, ging ich neben ihr her. Noch war ich nicht in der Lage, die Ungeheuerlichkeit dieser Behauptung zu begreifen und zu überdenken.

„Ich weiß auch, daß Sie ihn lieben.“

Endlich löste sich meine Zunge, und ich rief aus:

„Das ist nicht wahr! Ich liebe ihn nicht.“ Ich schluckte. „Ich habe ihn geliebt, aber heute will ich nichts mehr von ihm wissen.“

Sie war stehengeblieben. Mit einem Ausdruck tiefer Verzweiflung griff sie nach meinen Händen. „Glauben Sie mir, er ist Ihrer unwürdig, er hat mit Ihnen gespielt wie er mit allem spielt, was ihm zwischen seine grausamen Fänge gerät. Er ist durch und durch schlecht.“

Sie warf ihren Kopf an meine Brust, umklammerte mich und begann zu schluchzen. Starr und gelähmt stand ich da. Zuletzt fing ich an, ihren Arm zu streicheln, mechanisch und ohne jedes innere oder äußere Gefühl. Mir war, als habe man mir mein Herz aus der Brust gerissen, als würde ich nie mehr in meinem Leben etwas spüren und empfinden können. Alles war leer und dunkel. Ich begriff nicht einmal, was diese verzweifelte Frau von mir wollte! Ich kam erst zu mir, als sie sich wieder aufrichtete und mit tonloser Stimme sagte:

„Zum erstenmal in meinem Leben habe ich Peter verraten. Ich mußte es tun, denn ich will nicht, daß er Sie unglücklich macht.“

Ich schüttelte den Kopf. „Er kann mich nicht mehr unglücklich machen. Sie wissen, daß ich Konrad Suter liebe.“

„Ich weiß“, sagte sie erregt, „aber Sie kennen Peter nicht. Als er mir vor drei Wochen mit seinem zynischen Lächeln erzählte, daß er Ihnen

vor anderthalb Jahren in Paris begegnet wäre, ahnte ich, daß er Sie auf dem Gewissen hatte. Als er dann hinzufügte, daß Sie ihm nachgereist wären, mußte ich Sie warnen. Sie wissen ja nicht, wie viele Frauen dieser Mann schon unglücklich gemacht hat, was ich ausgestanden habe . . .“

„Aber ich bin ihm doch gar nicht nachgereist“, schrie ich auf, „wie konnte er das nur behaupten?!“

„Vielleicht wollte er mich nur quälen.“ Sie strich sich mit den Fingerspitzen über die Augen. „Er quält mich unablässig. Immer erzählt er mir seine Liebeserlebnisse mit anderen Frauen, und wenn ich mir vor lauter Verzweiflung zuletzt die Ohren zuhalte, so reißt er mir die Hände vom Gesicht und zwingt mich, ihn anzuhören. Er erspart mir nichts, wie er mir auch nichts von dem ersparte, was er mit Ihnen zusammen erlebt hat. Die Stunden, die Sie zusammen mit ihm bei Melun im Grase verbrachten, meine Uhr, die er Ihnen schenkte, alles, alles erzählte er mir. Er zeigte mir sogar die Zeichnung, die Sie von ihm machten.“

„Aber die Uhr hat er mir doch gar nicht geschenkt!“

Sie stöhnte auf. „Ich weiß ja nicht, was wahr und was erlogen ist. Ich weiß nur, daß ich Sie vor ihm beschützen muß.“

Wieder faßte sie nach meinen Händen.

„Bitte, bitte, gehen Sie ihm aus dem Wege, wo immer Sie ihn treffen. Versprechen Sie es mir!“

Ihre Augen flackerten, und ihre Hände umklammerten die meinen, als suchten sie in letzter Not einen Halt.

„Ich verspreche es Ihnen“, sagte ich, „wenn-
gleich ich es Ihnen nicht zu versprechen brauchte.
Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich nichts mehr von
ihm wissen will.“

„Leisten Sie einen Eid, leisten Sie einen Eid!“
Jetzt wurden ihre Finger zu eisernen Klammern
und ihr schönes Gesicht nahm den Ausdruck einer
Besessenen an, so daß ich unwillkürlich zurück-
wich, und versuchte, mich zu befreien, und zum
drittenmal wimmerte sie:

„Leisten Sie einen Eid!“

In diesem Augenblick durchzuckte mich die Er-
kenntnis, daß diese Frau wahnsinnig war. Ich riß
mich los und schüttelte den Kopf.

„Ich brauche es Ihnen nicht zu schwören. Ich
habe es Ihnen versprochen.“ Die Wandlung, die
meine Antwort auf ihrem Gesicht hervorrief,
wirkte auf mich wie ein Schlag. Gleich einem bö-
artigen Reptil sprang mir aus der dunklen Tiefe
ihrer blauen Augen ein haßvoller Blick entgegen;
aber gleich darauf lächelte sie wieder ihr traurig
anklagendes Lächeln.

„Ich bin überreizt“, sagte sie entschuldigend.
„Sie haben völlig recht. Ich weiß, daß wir jetzt
Freundinnen sind und daß ich mich auf Sie ver-
lassen kann. Kommen Sie, wir wollen noch etwas
laufen.“

Sie schob ihren Arm unter den meinen, und als ob unser Gespräch das harmloseste von der Welt gewesen wäre, begann sie über ein Buch zu sprechen, das sie im Augenblick las.

Ich lief neben ihr her, beantwortete ihre Fragen und benahm mich wie immer. Dabei hätte ich die ganze Zeit schreien können. Hemmungsloses Schreien, das wäre der noch einzig mögliche Ausdruck für meinen Zustand gewesen, denn ich kam mir vor wie ein unvernünftiges Tier, das eingesperrt hinter Gittern, eine fremde Welt erlebt, eine Welt, die es ängstigt und schreckt. Mein Denken setzte erst wieder ein, als ich neben ihr saß und wir wieder nach Suka Mandi zurückfuhren.

Aber dieses Denken, Sich-Erinnern und Vorstellen, Vergleichen und Abwägen war fast noch quälender. Jeder Mensch, jedes Erlebnis bekam drei, vier verschiedene Gesichter, alle Worte hatten verschiedene Bedeutungen. Wie konnte Peter Mansfield ihr sagen, daß er mir die Uhr geschenkt hätte? Wie war es überhaupt möglich, daß dieser verschwiegene Mann mit dem zuverlässigen Gesicht verriet, was selbst einem Schwätzer Schweigen auferlegen würde? Dann traf mich ihr böser Blick, ich sah das Flackern in ihren Augen vor mir, und ich fragte mich, ob ich ihr überhaupt glauben durfte. Wie aber hatte sie das alles erfahren? So kreisten meine Gedanken unablässig um den Mann, den ich nicht vergessen

konnte, und ich atmete auf, als der Wagen wieder vor unserem Bungalow stand.

Mit niedergeschlagenen Augen reichte ich meiner Nachbarin die Hand und verabschiedete mich. Ich konnte ihr nicht ins Gesicht sehen, und ihre leise klagende Stimme, mit der sie mich fragte, wann sie mich wiedersehen könnte, war mir genau so zuwider wie die Berührung ihrer Hand. Ich versprach zu schreiben, drehte mich um, lief den Weg hinauf zum Haus und warf mich, kaum daß ich mein Zimmer erreicht hatte, über mein Bett. Nach dem furchtbaren Gespräch mit Dagmar Mansfield fieberte ich dem Tage entgegen, an dem ich endlich Konrads Frau sein würde. Die bevorstehende Hochzeit, an die ich sonst nur mit einem Gefühl der Bedrückung gedacht hatte, erschien mir jetzt wie ein rettender Hafen. Nichts mehr brauchte ich dann zu fürchten, weder Peter Mansfield noch mich selbst. Denn daß ich mich unablässig mit ihm beschäftigte, bewies mir, wie sehr ich ihn noch liebte. Natürlich meldete ich mich bei Dagmar Mansfield nicht, und ängstlich mied ich seit jenem Tage den Teil der Pflanzung, der an Tanah Senang grenzte.

Entscheidende Veränderungen in unserem Leben werden nicht durch Überlegungen herbeigeführt. Meistens ist es ein Zufall, der diese Wendungen einleitet, oft nur eine völlig belanglos erscheinende Kleinigkeit.

Eines Vormittags hockte ich am Rande des

Kampongs auf der steinernen Umrandung eines Brunnens und zeichnete. Ein junger Malaie humpelte vorüber, um den Fuß einen schmutzigen Lappen. Ich rief ihn an und fragte ihn, was ihm fehle. Er erwiderte, daß er sich mit dem Beil in den Fuß gehackt hätte, löste den Verband und zeigte mir die völlig verschmutzte Wunde. Ich ließ ihn warten, lief zum Bungalow und holte Salbe und Verbandzeug.

Während ich die Wunde säuberte, machte er mir ein Kompliment über mein Zeichnen. Ich schenkte seinen Worten keine Beachtung, bis er sagte, daß er sich das Bild vom Tuwan Mansfield aufgehoben und in seine Hütte gehängt hätte.

„Er ist ein gestrenger und großer Herr. Sein Geist wird mich berühren und stark machen.“

Ich fragte ihn, was er damit meine.

„Das Bild, das die Frau des Tuwans wütend fortgeworfen hat. Sie haben es doch gezeichnet?“

„Und dieses Bild hast du dir aufgehoben?“

Er nickte eifrig und begann abermals, das Lob des großen Tuwans auf Tanah Senang zu singen.

„Und warum bist du jetzt auf Suka Mandi?“

„Ich hatte Sehnsucht nach meiner Liebsten, die hier in der Gummifabrik arbeitet“, bekannte er offenherzig. „Darum bin ich nach Suka Mandi gekommen. Hier arbeite ich als gewöhnlicher Kuli, während ich bei Tuwan Mansfield zweiter Gartenjunge war.“

Ich hatte seinen Fuß verbunden und fragte

ihn, ob ich mir das Bild ansehen dürfte. Bereitwillig führte er mich zu einem der Häuschen und zeigte auf einen Fleck, der sich im Halbdunkel weißschimmernd von der Wand abhob. Ich trat näher und erblickte das Bild, das ich damals in Frankreich von Peter gezeichnet hatte. Das Papier, eingerissen und verknüllt, war von sorgsamer Hand geglättet und an dem Bambusgeflecht mit vier Reißnägeln befestigt.

„Und die Frau des Tuwans hat es fortgeworfen?“

Er nickte. Sein Gesicht spannte sich zu einem Ausdruck, den ich bereits kannte. Mit ihm leiteten die Malaien aufregende Schilderungen ein:

„Sie trat in den Garten. Ihr Gesicht war verzerrt, und ihre Augen leuchteten wie die eines bösen Krokodils. Ich stand hinter einer Hecke und beobachtete sie. In der Hand hielt sie die Zeichnung. Sie blieb stehen, betrachtete das Papier; dann knüllte sie es zusammen und warf es über die Hecke. Ich hob es auf und erkannte den Tuwan. Sicher wollte sie ihm damit etwas Böses antun. Vielleicht hoffte sie, daß er nun erkranken würde. Meine Liebste, der ich das Bild jetzt zeigte, sagte sofort, daß Sie es gezeichnet hätten.“

Es hätte seiner eindrucksvollen Mimik nicht bedurft, ich sah auch ohne sie Dagmar Mansfield vor mir. Ich fragte ihn, wann dieser Zwischenfall sich ereignet hätte.

„Ungefähr vor einem Jahr“, sagte er. „Genau kann ich mich nicht mehr erinnern.“

Ungläubig lächelnd bat ich ihn, sich seine Antwort genau zu überlegen, und sagte: „Vor einem Jahr war ich noch gar nicht in Indien. Da lebte ich noch in Europa.“

Er blieb dabei. Um einen Monat könne er sich irren. Es war vor ungefähr einem Jahr. Er erinnerte sich genau, weil er bald darauf von einer Schlange gebissen worden wäre. Er hob sein Bein und zeigte mir eine Narbe. „Tuwan Mansfield hat mir damals das Leben gerettet.“

Nachdenklich verließ ich den Kampong. Jetzt wußte ich, daß Dagmar Mansfield mich belogen hatte, als sie sagte, daß Peter ihr vor drei Wochen alles erzählt und ihr auch meine Zeichnung gezeigt hätte. Damals befand sich das Bild längst im Besitz ihres malaiischen Gärtners. Diese Frau war falsch. Davon war ich fest überzeugt. Die Wahrheit konnte ich nur von Peter Mansfield selbst erfahren.

Zum erstenmal zögerte ich nicht. Zwischen ihm und mir sollte Klarheit herrschen, das war ich schon Konrad schuldig. So suchte ich noch am selben Abend den Malaien auf und fragte ihn, ob er bereit wäre, dem Tuwan von Tanah Senang einen Brief zu überbringen. Er könnte mit dem Postauto mitfahren, müßte mir aber versprechen, ihm den Brief nur auszuhändigen, wenn er mit ihm allein wäre. „Es ist eine Sache von höchster

Wichtigkeit“, fügte ich hinzu. Sair wäre kein Malaie gewesen, wenn ihn dieser Auftrag nicht in höchste Begeisterung versetzt hätte. Als ich ihm ein Geldstück überreichen wollte, erklärte er mir, daß er sich eher von einem Tiger in Stücke zerreißen lassen würde, als für einen Dienst, den er dem Tuwan und mir erweisen könnte, Geld anzunehmen.

Der Brief, den ich ihm gab, war das Ergebnis eines halben Nachmittags. Allein eine Stunde hatte ich gebraucht, um mir über die Anrede klarzuwerden. Zuletzt, da mir der „sehr geehrte Herr Mansfield“ zu albern erschien, verzichtete ich auf jede Form und schrieb nur zwei Sätze: „Kann ich Sie morgen um 11 Uhr bei der Rodung auf Suka Mandi sprechen? Geben Sie dem Überbringer mündlich Bescheid. Corinna Dubois.“

Als ich am nächsten Abend zu Sairs Hütte kam, erwartete er mich bereits vor der Tür. Freudestrahlend erzählte er mir, daß er den Tuwan gesprochen hätte. Er habe den Brief gelesen und ihm gesagt, daß er kommen würde. Ich dankte ihm, blieb aber noch stehen und fragte ihn, ob es schwierig gewesen wäre, den Tuwan allein zu sprechen. Anscheinend wußte er sofort, vor wem er meine Botschaft geheimzuhalten hatte, denn er sagte: „Mandur Saleh stand bei ihm. Aber das macht nichts. Die Frau des Tuwans ist nicht beliebt. Sie wird nichts erfahren.“

„Und was hat man gegen sie?“ fragte ich.

„Sie hat zwei Gesichter. Das eine ist traurig, das andere böse. Das böse ist ihr eigentliches Gesicht.“

In dieser Nacht schlief ich erst ein, als es dämmerte. Ruhelos warf ich mich von einer Seite auf die andere. Ich lauschte dem Tamtam und monotonen Singsang der Eingeborenen und später dem wehmütigen Rufen eines nächtlichen Vogels. Ich fühlte mich genau so verloren wie in der ersten Nacht auf der „La Patrie“, als ich einem unbekannten fernen Lande entgegenfuhr. Wieder und wieder versuchte ich meine Erinnerungen, die mir wie Träume entglitten, zu prüfen und die Worte zurechtzulegen, mit denen ich Peter Mansfield begegnen wollte. Er durfte mir nicht anmerken, wie unglücklich ich war, wie tief mich alles, was mit ihm zusammenhing, quälte. Ich nahm mir vor, ihm nur die eine Frage zu stellen, die alles erklären mußte: „Warum hast du mich verraten?“

Als ich am nächsten Morgen in den Spiegel blickte, schrak ich zusammen. Die dunklen Ringe unter meinen Augen verrieten deutlich, daß ich kaum geschlafen hatte. Zum erstenmal seit Monaten griff ich wieder zu Lippenstift und Schminkdöschen. Lange stand ich vor meinem Kleiderschrank. Zuletzt entschied ich mich für das einfache hellblaue Seidenkleid mit dem weißen Kragen. Er sollte nicht denken, daß ich mich seiner wegen besonders hübsch angezogen hätte.

Dennoch mußte mir etwas Besonderes anhaf-

ten; denn kaum hatte ich die Veranda betreten, wo Konrads Mutter auf mich mit dem Frühstück wartete, fragte sie mich, ob ich etwas vorhätte. Ich erwiderte, daß ich nach Serembang fahren wollte, und atmete auf, als sie schwieg. Hätte sie mich gebeten, sie mitzunehmen, so wäre mir nichts anderes übriggeblieben, als ihr die Wahrheit zu sagen.

Ich sah ihn schon von weitem. Er saß am Rande der Straße auf einem Baumstumpf, neben sich die beiden Hunde. Er erhob sich erst, als ich den Wagen stoppte. Ich zog die Bremse, öffnete die Tür und stieg aus. Er kam auf mich zu. Sein Gesicht war ausdruckslos wie ein unbeschriebenes Blatt Papier. Kaum daß er den Kopf neigte. Ein trockenes „Guten Morgen“, das war alles. Ich konnte den Satz, der mir in der Nacht so selbstverständlich erschienen war, nicht aussprechen. Statt dessen sagte ich: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“ Gleichzeitig verwünschte ich mein Herz, das mir hämmernd bis zum Halse hinauf schlug.

„Was blieb mir anderes übrig“, erwiderte er.

Anscheinend war ich für ihn weniger interessant als sein Hund, denn er bückte sich und entfernte etwas von seinem Fell. Ich verwünschte meinen Brief.

Am liebsten wäre ich fortgelaufen.

„Ich wollte Sie etwas fragen...“

Meine Stimme klang heiser und gepreßt. Ich

durfte nicht sprechen. Ich mußte ihm eine Frage stellen, die ihn zum Reden brachte. Wie ein Stein war dieses harte, unbewegliche Gesicht. Wie konnte man einen Stein rühren?

Ich nahm alle Kraft zusammen und fragte:

„Warum hast du mich verraten?“

Endlich... In seinen Augen sprang ein böses Leuchten auf, und seine Mundwinkel zogen sich nach unten. Und dann begann er zu lachen. Es war ein Lachen, das mir durch Mark und Bein ging, böse und verächtlich. „Haben Sie mir deswegen geschrieben?“

Plötzlich konnte ich reden. „Ja, deswegen habe ich Ihnen geschrieben, und ich werde Sie nicht gehen lassen, bevor Sie mir diese Frage beantwortet haben. Denken Sie nicht, daß ich Ihretwegen Klarheit haben will. Ich brauche sie für mich und... für meinen zukünftigen Mann.“

Sein Gesicht bekam jetzt wieder den alten gleichgültigen Ausdruck. „Ihr künftiger Mann kann meinetwegen zur Hölle gehen. An Sie habe ich, bevor Sie ihm folgen, noch eine Bitte. Geben Sie mir die Uhr zurück, über die Sie meiner Frau geschrieben haben! Ich habe sie Ihnen nicht geschenkt.“ Entgeistert starrte ich ihn an. „Was soll ich Ihrer Frau geschrieben haben?“

„Daß ich Ihnen meine Uhr, die ich damals in Ihrem Atelier liegenließ, geschenkt habe. Nicht, daß sie mir etwas Besonderes bedeutet, aber sie war die einzige Uhr, auf die ich mich verlassen konnte.“

„Aber ich habe von dieser Uhr nicht einmal gesprochen“, rief ich aus. „Sie war es, die behauptete, daß du . . . , daß Sie ihr erzählt hätten, die Uhr wäre ein Geschenk an mich gewesen.“

Seine Augen zogen sich zusammen.

„Moment“, sagte er, „ich begreife überhaupt nichts. Was hat Dagmar Ihnen erzählt?“

„Alles hat sie mir erzählt und behauptet, daß Sie es ihr gesagt hätten.“

„Was alles?“

„Das von uns.“ Ich spürte, wie ich rot wurde, und machte mir an meinem Haar zu schaffen.

„Sie hat behauptet, daß ich zu ihr über unsere Pariser Begegnung gesprochen hätte?“

Ich konnte nur nicken. Was für mich das Erlebnis meines Lebens gewesen war, bedeutete ihm nicht mehr als eine Begegnung.

„Aber sie hat Sie doch nur einmal gesprochen, damals, als Sie mit Suters Mutter bei uns waren.“

„Am nächsten Morgen hat sie mich mit ihrem Wagen abgeholt. Auf der Straße nach Malakka hat sie mir dann erzählt, daß sie alles wüßte, daß Sie es ihr erzählt hätten, um sie zu quälen.“

Ich sah, wie er sich nur mit äußerster Anstrengung beherrschte. Sein Gesicht wurde weiß. In seinen Augen lag ein Ausdruck, wie ich ihn noch nie bei einem Menschen gesehen hatte. Entsetzen, Schmerz und grenzenloser Ekel spiegelten sich in ihm.

„Kommen Sie“, sagte er mit tonloser Stimme,

„wir wollen etwas gehen.“ Er tat mir so leid, daß ich ihn gern getröstet hätte. Aber was hätte ich ihm sagen können, ohne daß ich mich gleichzeitig verraten hätte. So gingen wir einige hundert Meter schweigend nebeneinander, bis er plötzlich stehenblieb.

„Bitte, erzählen Sie mir wortwörtlich, was Ihnen diese Frau gesagt hat.“ Er zeigte auf die Wegböschung. „Vielleicht können wir uns hinstellen.“ Er zog sein Taschentuch hervor und breitete es aus. „So werden Sie Ihr Kleid nicht beschmutzen.“ Als ich zögerte, lächelte er müde. „Sie wissen ja, daß ich mir mit dem Taschentuch nie die Nase putze.“

Mein Herz zog sich zusammen. Als er neben mir saß, kam ich mir genau so hilflos vor wie an jenem Sonntag in Frankreich, an dem er mir mit seinem Taschentuch das Gesicht gesäubert hatte. Dann erzählte ich ihm alles, was ich von Dagmar gehört hatte. Ich verschwieg ihm nur die Behauptung, daß ich ihn liebte und ihm nachgereist wäre.

Bewegungslos saß er neben mir. Vor uns lagen die beiden Hunde. Er unterbrach mich nur einmal, als ich ihre Worte wiederholte: „Die Stunden, die sie zusammen bei Melun im Grase verbrachten.“

„Hat sie den Ort Melun genannt?“

„Sie hat Melun gesagt“, erwiderte ich und sprach weiter.

„Entschuldigen Sie“, sagte er, als ich ihm alles

erzählt hatte, „ich muß jetzt einige Minuten nachdenken. Es ist sehr wichtig.“

Auf der andern Seite der Straße strich ein großer bunter Vogel nieder. Ich beobachtete ihn, wie er, den haubengeschmückten Kopf auf- und niederwippend, dahinstolzierte, bis einer der Hunde unruhig aufjappte. Ohne den Kopf zu heben, stieß Peter Mansfield einen kurzen, zischenden Laut aus. Der Hund verstummte, aber der Vogel flog fort. Der kleine unbedeutende Vorfall erschien mir wie ein Gleichnis. Zu spät kamen immer die entscheidenden Äußerungen. Das Jappen eines Hundes, die Kränkungen eines Menschen, man kann sie nicht ungeschehen machen.

Peter Mansfield richtete sich auf:

„Glaubten Sie dieser Frau?“

„Hätte ich ihr geglaubt, so hätte ich Sie nicht gebeten, mich hier zu treffen.“

Ich spürte, wie er mich ansah. Anscheinend bewegte ihn eine Frage, die ihm nicht leicht über die Lippen kam. Ich hielt den Kopf gesenkt und wartete. Mein Herz pochte so laut, daß ich sein Schlagen deutlich zu vernehmen glaubte. Aber statt der Frage kam nur ein tiefes Stöhnen.

„Lassen wir das“, sagte er heiser. „Ich danke Ihnen, Corinna, daß Sie mir geschrieben haben. Es tut mir leid, daß ich Ihnen die Begegnung mit dieser Frau nicht ersparen konnte. Gerne hätte ich es getan. Alles, was sie Ihnen erzählt hat, ist

gelogen. Noch weiß ich nicht, wie sie es fertiggebracht hat, diese Dinge zu erfahren. Ich werde es bald wissen und dann..." Seine Zähne knirschten.

"Sie dürfen ihr nichts tun", sagte ich, "sie ist nicht normal. Als sie mich beschwor, Ihnen aus dem Wege zu gehen, sah sie aus wie eine Wahnsinnige."

"Sie ist so normal wie Sie und ich. Ihnen hat sie gesagt, daß ich ihr alles erzählt hätte. Mir hat sie vorgelogen, daß sie von Ihnen einen Brief bekommen hätte, in dem Sie von einer Uhr sprächen, die ich Ihnen in Paris geschenkt hätte. Die Widmung habe Ihnen bewiesen, daß diese Uhr ihr Geschenk an mich sei. Da Sie nichts mehr von mir wissen wollten, mich zutiefst verachteten, bedrücke Sie dieses Geschenk. Sie bäten sie um Verzeihung und würden ihr die Uhr bei nächster Gelegenheit zurückgeben."

"Und Sie haben das geglaubt?" fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. "Ich habe darüber nicht weiter nachgedacht." Leise fügte er hinzu: "Ich wollte nicht darüber nachdenken. Diese Frau hat mir mein halbes Leben vergiftet." Er machte eine müde Bewegung mit der Hand. "Hätte ich über alles, was sie mir schon gesagt hat, nachgedacht, wäre ich bereits in der Irrenanstalt."

"Aber es handelt sich doch um mich, um uns", wollte ich sagen. Statt dessen senkte ich meinen

Kopf und schwieg. Neben mir lag seine Hand, die ich so gern gestreichelt hätte, und sein schweres Atmen war wie ein nächtlicher Wind, fremd und beunruhigend. Er richtete sich auf. „Kommen Sie, wir wollen zurückgehen.“

Wir standen auf und gingen langsam die Straße zurück.

„Ich wollte Sie noch um Verzeihung bitten, daß ich damals so ungezogen zu Ihnen war“, sagte er. Über sein Gesicht huschte ein Lächeln. „Die Ohrfeige, die Sie mir gaben, hatte ich verdient.“

„Ich habe es längst vergessen.“

„Und wann werden Sie heiraten?“

„In zehn Tagen.“

„Auf Suter kann man sich verlassen. Er ist ein guter Kerl. Ich habe immer bedauert, daß wir uns trotz der Nachbarschaft nie nähergekommen sind.“

„Er glaubt, daß Sie ihn uninteressant finden.“

„Uninteressant?“ Er schüttelte den Kopf. „Vielleicht sind unsere Interessen zu verschieden. Er braucht nur sich selbst. Ich brauche noch viele andere Dinge, das Rauchen und Trinken, die Jagd und manchmal auch die Menschen. Ich sagte Ihnen ja schon damals, daß mich die Einsamkeit der Wüste nicht gewandelt hat.“

Einige Eingeborene kamen uns entgegen. Sie schwatzten und lachten und schenkten uns keine Beachtung. Als sie mit uns auf gleicher Höhe waren, ließ mein Nachbar denselben zischenden Warnruf ertönen, mit dem er seinen Hund zur

Ordnung gerufen hatte. Die Leute fuhren zusammen und rissen die Hüte vom Kopf. Gebückt gingen sie weiter.

„Warum erschrecken Sie die Eingeborenen?“ fragte ich unwillig.

„Ich erschrecke sie nicht. Ich erinnere sie nur daran, daß wir hier die Herren sind. Lange wird es sowieso nicht mehr dauern. Dann können wir unser Bündel schnüren und nach Europa zurückkehren. Aber noch sind wir hier, und solange wir hierbleiben, müssen wir ihnen in der Haltung begegnen, die sie von uns erwarten. Vor jedem lausigen Distriktsbeamten werfen sie sich in den Staub, und dann sollen sie ihre Hüte auf dem Kopf behalten, wenn ich an ihnen vorübergehe? Nicht, daß ich mir einbilde, etwas Besonderes zu sein, aber der Malaie will einen Herrn, und er will ihm so begegnen, wie es die Sitte vorschreibt. Er will ihm seine Achtung zeigen und sieht darin keine Erniedrigung. Die sogenannte Aufklärung macht die Leute nicht glücklicher. Im Gegenteil, sie verlieren ihr uraltes Gesicht und tauschen es ein gegen unnatürliche Masken. Daß auf diesen Masken der Stempel ‚Made in Europe‘ steht, dürfte für sie nur ein schwacher Trost sein.“

„Ich weiß nicht, ob Sie recht haben“, sagte ich. „Konrad Suter behauptet, daß die Malaier mehr wert sind als wir.“

„Wertvoll ist, was nicht nützt. Wahrscheinlich hat Suter recht. Aber das ändert nichts an der

Tatsache, daß wir hier noch die Herren sind. Also müssen wir uns wie Herren benehmen. Wer diese Tatsache leugnet, geht besser nach Europa zurück. Dort kann er dann in das wehleidige Konzert miteinstimmen, das aus dem Thema Humanität ein Volkslied gemacht hat.“

„Und was ist Humanität für Sie?“

„Humanität ist eine aus Überlegungen geborene Einsicht, die unseren Umgang mit allen Lebewesen bestimmen sollte.“

„Gut“, erwiderte ich, „aber wie reimt sich das mit Ihrer Leidenschaft für die Jagd zusammen?“

Inzwischen waren wir bei meinem Wagen angekommen. Er lehnte sich gegen den Kühler. Zum erstenmal verzog sich sein Gesicht zu dem spöttischen Lächeln, das ich so an ihm liebte.

„Sie sagten es ja schon. Meine Leidenschaft . . . Die Leidenschaft ist der ärgste Feind der Einsicht. Suter hat es besser. Er ist ohne Leidenschaften, er ist, wie man zu sagen pflegt, ein guter Mensch.“

Ich nickte. Er hatte Konrad genau charakterisiert. Ein guter Mensch ohne Leidenschaften.

„Aber ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten, Sie müssen zurück.“

„Und die Uhr?“ fragte ich.

„Richtig“, sagte er abwesend, „ich hatte sie völlig vergessen.“

„Soll ich sie Ihnen durch Sair schicken?“

„Wie Sie wollen. Sie können sie auch behalten. Ich werde sie nie mehr tragen.“

Ich setzte mich in den Wagen und ließ den Motor an.

„Wissen Sie, wo ich hier wenden kann?“

Verständnislos blickte er zuerst auf mich, dann über die Straße.

„Sie können doch hier wenden.“

„Ich kann noch nicht so gut fahren“, erwiderte ich verlegen.

„Soll ich es tun?“ fragte er lächelnd.

Ich nickte und gab meinen Platz frei. Er setzte sich neben mich, schaltete den Rückwärtsgang ein und kurvte den Wagen in die gewünschte Richtung. Dann stieg er aus und reichte mir die Hand.

„Ich wünsche Ihnen viel Glück, Corinna.“

„Danke.“ Das war alles, was ich sagen konnte.

Ich schaltete und gab Gas, und während ich krampfhaft das Steuer umklammerte, spürte ich, wie mir die Tränen über das Gesicht liefen. Ich konnte gar nichts dagegen machen, es war, als ob diese weinenden Augen nicht mir gehörten. Denn mein Herz weinte nicht. Es war schon gestorben, als ich Peter die Hand gereicht hatte.

Wie ich den Rest dieses Tages verbrachte, weiß ich nicht mehr. Ich war völlig teilnahmslos und befand mich in einem Zustand seltsamer Betäubung. Ich unterhielt mich mit Konrad, half seiner Mutter beim Sortieren der Wäsche, aß und trank, ja, ich lächelte sogar. Aber in meinem Innern war alles tot. Nur nicht nachdenken, das war das einzige, was ich mir unablässig zurief,

denn schon die Erinnerung an einen einzigen Satz unseres Gespräches genügte, mich dem Wahnsinn nahe zu bringen. Wie eine Nadel bohrte sich dann die entsetzliche Erkenntnis durch mein Hirn, daß ich nie mehr in meinem Leben glücklich werden würde. Aber was ich am Tage mit äußerster Willensanstrengung zurückgehalten hatte, stürzte in der Nacht über mich her wie ein reißendes Tier. Ich lag über meinem Bett, krallte meine Finger in die Kissen und warf meinen Kopf, diesen armen, von tausend Gedanken geplagten Kopf, hin und her, als wollte ich alles aus ihm herausschleudern, was mich nun schon seit Tagen und Monaten unausgesetzt quälte. Ich verfluchte das Schicksal, das mich mit Peter Mansfield zusammengeführt hatte. Vierundzwanzig Stunden war ich glücklich gewesen. Dann hatte ich nur noch gelitten. Am entsetzlichsten aber erschien mir der Gedanke, in zehn Tagen einen Mann zu heiraten, den ich nie lieben konnte, einen Mann ohne Leidenschaft, einen guten Mann. Und wäre er ein Gott, ich wollte ihn nicht. Peter wollte ich, auch wenn er ein Teufel war. Mochte er trinken, rauchen, jagen, mir war es recht. Ich liebte ihn, so wie er war. Vielleicht hätte ich es ihm heute sagen sollen. Wahrscheinlich bildete er sich ein, daß ich Konrad liebte. Aber nun war es zu spät. Die letzte Gelegenheit hatte ich verpaßt.

Ich sprang auf und holte seine Uhr aus dem Koffer. Noch besaß ich etwas, was ihm gehörte;

über sie konnte ich ihn noch einmal erreichen. Fieberhaft überlegte ich, was ich der Uhr beilegen konnte, um ihm damit mein Herz zu offenbaren. Und wären es drei Wimpern oder gar ein Blutstropfen, er würde sie nicht sehen. Er war ja so blind, so hart, so instinktlos. Ich spielte mit der Möglichkeit eines Briefes. Aber was konnte ich ihm schreiben, ohne mich gleichzeitig zu ver-raten!

Dann setzte ich mich wieder auf mein Bett, biß die Zähne zusammen und preßte meine Hände gegen die Schläfen. Ich mußte ihn vergessen. Ich mußte alles vergessen. „Dagmar Mansfield hat recht, er ist ein Teufel.“ Zehnmal wiederholte ich diesen Satz, dann fiel ich zusammen und starrte vor mich hin. Es war zwecklos. Eher konnte ich mir das Herz aus dem Leibe reißen, als dieses Gefühl ersticken.

Das Herz aus dem Leibe reißen . . . Plötzlich wurde ich ruhig. Warum hatte ich noch nicht daran gedacht? Ich konnte mir das Leben nehmen. In das Leben wurden wir gestoßen, verlassen konnten wir es aus eigenem Entschluß. Ich wurde so ruhig, daß ich wieder die Stimmen der Nacht vor meinem Fenster hörte. Denn vorher hatte ich nur das Geschrei meiner Verzweiflung vernommen, so laut und grell, daß es alle anderen Geräusche übertönte.

Ich stand auf und trat an das Fenster. Gab es jemand, der mich brauchte? Nein. Konrad konnte

auch allein leben. Mein Tod würde ihn erschüttern; aus der Bahn werfen würde er ihn nicht. Und sonst? Fast erstaunt stellte ich fest, daß ich ganz allein war. Pierre fiel mir ein. Sein Tod hatte ganz Frankreich aufgerüttelt. Mein Tod würde niemand außer Konrad weh tun. Dann überlegte ich mir, wie ich mich umbringen konnte. Die wenigen Schlaftabletten reichten nicht aus. Außerdem waren Schlaftabletten kein sicheres Mittel. Konrad besaß eine Pistole. Sie lag in seinem Schreibtisch. Doch gleich darauf verwarf ich diesen Gedanken, denn ich erinnerte mich des kleinen runden Loches in Pierres Schläfe. Ich konnte mir nicht ins Gesicht schießen. Ich war überzeugt, daß es entsetzlich schmerzte. Wahrscheinlich nur den Bruchteil einer Sekunde. Aber in diesem Bruchteil starb man tausend Tode. Sanft und leicht wollte ich hinübergleiten in den Tod. Es war also gar nicht so leicht, dieser Welt den Rücken zu kehren.

Draußen vor meinem Fenster tanzten Leuchtkäfer einen verwirrenden Reigen. Wie ein goldener Schleier zogen sie auf und ab, ließen sich fallen und stiegen wieder empor. Was trieb sie, was hielt sie? Ich trat zurück. Auf dem Tischchen neben meinem Bett lag Tan Tjins Schmuck. Ich nahm ihn in die Hand, und plötzlich sah ich Tan Tjins Gesicht vor mir.

Es war nicht sein grinsendes Gesicht, es war das Gesicht, mit dem er mir seine Freundschaft

angeboten hatte. „Und hoffentlich wissen Sie auch, daß es in diesem Lande einen Menschen gibt, auf den Sie sich ganz verlassen können.“ Ihn hatte ich völlig vergessen. Er war mein Freund, ihm konnte ich meine Geschichte erzählen, genau so freimütig und offen, wie er mir die seine erzählt hatte. Helfen konnte auch er mir nicht, aber wahrscheinlich kannte er ein Mittel, mit dem ich mich schmerzlos töten konnte. Und während ich mich auskleidete, beschloß ich, gleich am nächsten Tag zu ihm zu fahren.

Wie einfach ist es doch, einen gläubigen Menschen zu belügen! Beim gemeinsamen Frühstück mit Konrad schreckte ich plötzlich hoch, fragte nach dem Datum und stellte bestürzt fest, daß ich meinen Anprobetermin bei der Schneiderin in Pinang vergessen hatte. Er stellte nicht einmal eine Frage, ließ sofort den Chauffeur kommen und gab ihm den Auftrag, mich nach Pinang zu fahren.

„Natürlich mußt du dort übernachten. Die Fahrt ist viel zu anstrengend.“

Ich versprach ihm, noch in der Nacht zurückzukommen. Mit rührender Obhut half er mir, die Vorbereitungen zu treffen. Nachdem er dem Tamilen eingeschärft hatte, vorsichtig zu fahren, küßte er mich zum Abschied auf die Stirn.

Die Gedanken der Nacht sind dunkel. An der Schwelle des Schlafes stehen wir dem Tode näher als am Tage. Der Tag schenkt neue Zuversicht,

und scheint gar die Sonne, so fließen nächtliche Ängste und Bedrückungen so dicht mit unseren Träumen zusammen, daß wir sie kaum noch von ihnen trennen können. Das empfand ich, als ich neben dem Tamilen Pinang entgegenfuhr. Mein gestriger Entschluß, mir das Leben zu nehmen, erschien mir nun wie ein böser Traum. Je weiter wir uns von Suka Mandi entfernten, um so entschlossener war ich, zu leben.

Jedes Lebewesen, ob Tier oder Mensch, dem wir begegneten, zeigte mir, daß das Leben einen Sinn hat, und bestand dieser Sinn auch nur in der triebhaften Freude am Dasein. Der Wasserbüffel, der sich prustend und schnaufend in der Sawah wälzte, freute sich genau so am Dasein wie der Kuli, der unter den Lasten seines Tragstockes schweißbedeckt dahinschwankte. Denn am Ziel erwartete ihn irgendein Lohn. Essen und Trinken und vielleicht auch die Umarmung seiner Geliebten.

Ich wollte leben, und plötzlich war ich überzeugt, daß Tan Tjin mir helfen würde. Er war klug. Ich erinnerte mich seiner Bemerkung, daß die Weißen nicht warten konnten. Jetzt wollte ich warten; ich wollte warten, weil ich leben wollte. Vor dem Hotel, in dem ich mit Konrad abgestiegen war, trennte ich mich von dem Chauffeur. Ich bat ihn, mich am späten Nachmittag wieder abzuholen. Dann rief ich Tan Tjins Büro an.

Herr Tan Tjin wäre nicht in der Stadt. — Ich erschrak. Mit dieser Möglichkeit hatte ich nicht gerechnet. — Wer am Telefon sei? — Ich nannte meinen Namen. Die schläfrige Stimme wurde sofort hellwach. — Wie lange ich in Pinang bleibe? — Ich sagte, daß ich am späten Nachmittag wieder abfahren wolle. Eine kurze Pause, dann bat man mich, im Hotel zu warten. Man werde sofort einen Wagen schicken, der mich zu Herrn Tan Tjin, den man telefonisch leider nicht erreichen könne, bringen würde.

Zehn Minuten später meldete sich ein kleiner Chinese und führte mich zu einem großen, über und über bestaubten Wagen. Er sah aus, als ob er soeben eine Fahrt durch ganz Malakka gemacht habe. Kaum hatte ich Platz genommen, gab der Fahrer Gas, und dann erlebte ich eine Fahrt, bei der mir Hören und Sehen verging. Andere Autos, Ochsenkarren, ein schläfrig auf der Straße stehender Wasserbüffel jagten mir den größten Schrecken ein. Aber wie durch ein Wunder entgingen wir noch einem Zusammenstoß. Der Chinese war ein Meisterfahrer, der mit dem Gefühl erfaßte, was ich noch gar nicht sah. So überließ ich mich seiner Kunst in der beschämten Hilflosigkeit des völligen Laien. Wohin diese wilde Fahrt mich bringen würde, wußte ich nicht. Es war mir auch gleichgültig. Die Hauptsache war, daß ich an ihrem Ende Tan Tjin fand.

Vor einer kleinen Ortschaft verlangsamte der

kleine Chinese die Fahrt und sagte nach einem Blick auf seine Armbanduhr: „Letztes Mal bin ich noch schneller gefahren“, eine Feststellung, die mir, wenn ich an die Rückfahrt dachte, einen Schauer über den Rücken jagte. Er stoppte vor einem schmalen, weißgetünchten Gebäude, sprang heraus, öffnete die Wagentür und führte mich in das Haus.

Er schien sich gut auszukennen, brachte mich durch einen Gang zu einer Treppe und blieb oben stehen. „Wenn Sie einen Augenblick warten wollen“; und schon war er verschwunden. Aber noch bevor ich mich umsehen konnte, wurde am Ende des dunklen Ganges eine Tür aufgestoßen. Heraus trat Tan Tjin. Er verbeugte sich und bat mich, einzutreten.

In dem kleinen Raum standen ein Schreibtisch, zwei Sessel und ein Tisch. Auf dem Schreibtisch herrschte eine unbeschreibliche Unordnung. Verschiedene Papiere lagen auf dem mit einer Bambusmatte ausgelegten Boden. Mein Chauffeur stand am Fenster. Jetzt erschien er mir noch kleiner. Sein orangefarbenes Gesicht, rund wie ein Ball, blickte mir ängstlich entgegen.

„Ist er wieder wie ein Teufel gefahren?“ fragte mich Tan Tjin auf französisch.

Ich schüttelte den Kopf. „Er fuhr wunderbar. Er ist der beste Chauffeur, den ich je kennengelernt habe.“

Tan Tjin trat ans Fenster und blickte hinunter

auf die Straße. Dann sagte er etwas zu dem Chauffeur, was ich nicht verstand, was aber den kleinen Chinesen tief zu treffen schien. Jedenfalls verzog sich sein Gesicht zu einem weinerlichen Grinsen, und als ihm Tan Tjin bedeutete, zu verschwinden, schlich er sich gebückt aus dem Zimmer.

„Mit einem schmutzigen Wagen hat er Sie gefahren“, seufzte Tan Tjin resigniert. „Es ist entsetzlich, aber sie sind wie die Schweine.“ Er bat mich, Platz zu nehmen, und zeigte auf die Unordnung. „Eine kleine Revision bei einem meiner Agenten. Sie müssen entschuldigen. Leider fliegen dann die Papiere. Haben Sie eine angenehme Reise gehabt?“

Ich nickte. Dann wollte ich mich für den Anhänger bedanken. Er ließ mich gar nicht erst zu Worte kommen.

„Sie sind allein nach Pinang gekommen?“

„Herr Suter hatte zu tun.“

„Ja, diese Pflanzer!“ rief er aus. „Immer haben sie etwas zu tun. Der Gummi läßt ihnen keine Zeit, sich am Leben zu freuen.“ Er stöhnte auf. „Entsetzlich. Das ist wie eine Krankheit bei den Europäern. Immer sind sie in Bewegung. In den Städten ist es genau dasselbe. Sie arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und ihre Zerstreuungen sind im Grunde genommen auch nichts anderes als Arbeit. Kino, Theater, Radio und Konzerte erfreuen sie nicht, sie beschäftigen

sie nur, denn sie machen daraus ein langes Gespräch.“ Über sein Gesicht zog ein verträumtes Lächeln. „Unsere Freuden sind ganz anders.“

„Sie denken jetzt an Ihren Garten in Pinang?“

„An den Garten, an die Äolsharfen auf meinem Hause, an die siamesischen Tänzerinnen, an Whisky, an Opium, an alles, was Traum ist. Man genießt nur, wenn man sich einer Sache überläßt wie einem Traum. Beginnt man über sie nachzudenken, sie zu begreifen, sieht man sich selbst und kehrt zurück in den Alltag.“

Er schüttelte traurig den Kopf. „Das können die Europäer nicht. Sie tun mir leid.“

„Ich könnte das auch“, sagte ich.

„Sie sind eine Frau und außerdem Französin.“ Er fuhr auf. „Aber wie bin ich nur unaufmerksam! Ich habe Ihnen noch gar nichts angeboten. Sie haben sicher noch nichts gegessen.“

„Es ist nicht so eilig“, erwiderte ich. „Ich bin nur Ihretwegen gekommen.“

„Meinetwegen? Wie mich das freut. Dennoch müssen Sie erst etwas essen. Das andere kann warten. Sie sind jetzt bei mir, und nichts kann mehr geschehen.“

„Aber ich möchte noch heute nach Suka Mandi zurückkehren.“

„Warten wir ab“, sagte er. „Dieser Tag hat noch viele Stunden.“

Er trat an den Schreibtisch und drückte auf eine Klingel. Gleich darauf erschien ein Mann,

der so dick war, daß er sich seitlich durch die schmale Tür drücken mußte.

„Das ist Herr Lin“, sagte Tan Tjin. Mich vorzustellen, hielt er nicht für nötig. Herr Lin verbeugte sich lächelnd.

„Wir wollen etwas essen“, sagte Tan Tjin auf englisch. „Was hat Frau Lin gekocht?“

„Ba Mi“, erwiderte Herr Lin und verzog sein Gesicht zu einem genußvollen Grinsen.

„Kennen Sie Ba Mi?“ fragte mich Tan Tjin. Ich verneinte.

„Ba Mi aus der Küche der Frau Lin ist ausgezeichnet. Es wird Ihnen schmecken.“ Und zu Lin gewandt fuhr er fort: „Und bringen Sie eine Flasche Champagner!“

Dann ging er zum Schreibtisch, schrieb etwas auf einen Zettel und bat Herrn Lin, diese Sache sofort zu erledigen. Der Dicke verschwand. Wenige Minuten später brachte ein Malaie das Essen; es schmeckte so gut, daß ich mich zwingen mußte, aufzuhören. Das einzige, was mich störte, war der Champagner, den ich unbedingt dazu trinken mußte. Anscheinend glaubte Tan Tjin, daß Franzosen Champagner selbst zum Sauerkraut trinken.

Bis jetzt hatte Tan Tjin kaum gesprochen. Erst als der Kaffee vor uns stand, lehnte er sich zurück und fragte mich, was ich auf dem Herzen hätte.

Verwirrt suchte ich nach Worten. Zuletzt sagte ich seufzend:

„Es ist so schwer, darüber zu sprechen.“

„Sie brauchen mir nur eine einzige Frage zu beantworten.“

Ich hob den Kopf und sah ihn erwartungsvoll an.

„Lieben Sie Herrn Mansfield?“

Ich fuhr zusammen. Er schien mich nicht zu sehen. Sein ausdrucksloser Blick lag auf meinen Händen.

„Ich glaube“, antwortete ich leise, nahm aber gleich darauf alle Kraft zusammen und sagte fest:

„Ja, ich liebe ihn.“

Er lächelte.

„Mansfield ist mein Freund. Er war mein Freund, bevor ich Sie kannte.“

„So hat er Ihnen unser Erlebnis erzählt?“

„Wir sprechen nie über solche Dinge.“

„Aber woher wußten Sie, daß ich Peter Mansfield liebe?“

„Ich weiß es erst seit gestern abend. Mansfield besuchte mich in Pinang und bat mich um einige Auskünfte.“ Er grinste. „Sie wissen ja, daß ich über ein Nachrichtensystem verfüge, das besser arbeitet als der Geheimdienst des britischen Oberkommissars.“

„Betrafen die Fragen seine Frau?“

Tan Tjin schien nicht zuzuhören. Er blickte auf seine Uhr und fragte mich, ob es mir recht wäre, wenn wir in zehn Minuten nach Pinang zurückführen.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte er, als er neben mir stand. „Echte Liebe ist Schicksal. Unglücklich ist nur derjenige, der seinem Schicksal fortlaufen will.“ Er faßte nach dem Anhänger, den ich an einem goldenen Kettchen am Halse trug, und fuhr fort: „Man sagt, daß er ein Geschenk des Kaisers Ming an seine Lieblingsfrau sei. Sie stürzte sich, als er starb, aus dem Fenster des Palastes auf den Hof. So darf sie noch heute neben ihm sitzen. Denn eine Frau ohne Liebe ist wie ein Gefäß ohne Boden. Nichts ist in ihr, nichts bleibt in ihr.“ Er wandte sich zur Tür.

Der Wagen, neben dem der kleine chinesische Fahrer uns erwartete, funkelte und glänzte jetzt wie sein von der Tropensonne poliertes Gesicht. Er riß die hintere Wagentür auf. Tan Tjin warf ihm einen kurzen Satz hin. Sein Gesicht verzog sich zu einem fröhlichen Grinsen. Dann setzte er sich hinter das Steuer und fuhr im Tempo eines Leichenwagens durch die Ortschaft. Erst auf der freien Chaussee steigerte er die Geschwindigkeit.

„Ich verachte die Technik“, sagte Tan Tjin. „Leider muß ich mich ihrer Errungenschaften aus geschäftlichen Gründen bedienen. Auto, Telefon, Radio und Fernsehapparate sind Erfindungen des Satans.“

Er zeigte über die hellbegrünzten Reisflächen. „Im Auto schließe ich meistens die Augen, weil ich sonst ärgerlich werde. Alles fliegt vorüber, nirgends kann mein Auge verweilen. Ich bin doch

kein Vogel, ich bin ein Mensch. Meine Kräfte liegen im Erkennen. Erkenntnisse gewinne ich aber nur, wenn ich mich im Rhythmus meiner eigenen Gliedmaßen bewege.“

„Ich habe meine besten Gedanken, wenn ich in der Eisenbahn fahre“, erwiderte ich.

„Sie sind in dieser Welt groß geworden. Meine Welt ist eine andere.“ Er zog sein rotes Lederheftchen aus einer Falte seines weiten Kimonos und machte eine Notiz. Dann fuhr er fort:

„Mein Vater lebte noch in der chinesischen Südprovinz Hunan. Er war einer der tausend Pächter eines reichen Seidenfabrikanten. Er verließ seine Heimat, als ich acht Jahre alt war, und kam nach Singapore. Zwanzig Jahre später war er immer noch Hai-Ping, der kleine Bauer aus der Provinz Hunan. Vor seinem Häuschen, das ich ihm gekauft hatte, standen einige Maulbeerbäume, unter denen er hockte und träumte von seinem ärmlichen Leben in China.“ Er richtete sich auf. „Ich bin Tan Tjin, einer der reichsten Männer von Malakka, aber in meinem Herzen leben meine Vorfahren, Bauern und arme Seiden Spinner.“

Ich erinnerte mich des chinesischen Ahnenkults, und plötzlich wurde mir klar, wie beziehungslos wir Europäer dahinleben. Unsere Vergangenheit reichte höchstens bis zu unseren Großeltern. In China umfaßte sie die Kette der Generationen bis zum Ursprung. Weiß man, woher man kommt,

so ist der eigene Weg kein zufälliger mehr. Man geht ihn im Bewußtsein der festen Bestimmung.

Als hätte er meine Gedanken gespürt, sagte er leise:

„Aber das alles ist mehr ein Ahnen als ein Wissen. Es ist ähnlich dem Gefühl der Liebe, das von einem Menschen zum anderen überspringt, noch ehe sie miteinander gesprochen haben. Es ist da, es muß nur angerührt werden.“

Ich schwieg. Alles, was dieser Chinese, den Konrad mir als den Teufel von Malakka vorgestellt hatte, sagte, war einfach und klar. Neben ihm kam ich mir vor wie ein Kind neben seinem Vater. Ich wußte nicht, was er beabsichtigte. Eine innere Stimme sagte mir, daß auch er mir nicht helfen würde. Trotzdem war ich gefaßt und ruhig. In seiner Gegenwart verstummten alle Fragen.

Kurz vor Pinang begegneten wir einem Wagen, dessen Fahrer, ein Europäer, sich schon von weitem bemerkbar machte. Wir hielten, Tan Tjin stieg aus, und die beiden Männer begrüßten sich. Und wieder erlebte ich die merkwürdige Verwandlung Tan Tjins. Zwar konnte sie mich nicht mehr erschrecken, aber sie verstörte mich, und während er sich auf der Straße gestikulierend und krächzend mit dem Engländer unterhielt, spürte ich, wie sich alles, was sich noch kurz zuvor in mir geöffnet hatte, verschloß. Jetzt war er nur noch eine lächerliche Figur, ein auf seinen Vorteil bedachter Händler, der sich drehte und hin und

her wandte, als wollte er seinem Partner unter das Hemd kriechen. Er meckerte wie ein alter Ziegenbock und verzog sein Gesicht zu abscheulichen Fratzen. Deutlich sah ich, wie er den Engländer anwiderte, dessen ganze Haltung das höfliche Lächeln, mit dem er Tan Tjins Einwänden begegnete, Lügen strafte. Steif, wie erfroren, stand er vor Tan Tjin und sagte, was er auf dem Herzen hatte. Anscheinend handelte es sich hier um einen ähnlichen Fall wie bei Konrad, denn ich hörte mehrere Male das Wort Kredit fallen.

„Kommen Sie! Kommen Sie bald! Sie werden es nicht bereuen. Sie wissen ja, daß ich Ihr Freund bin“, rief Tan Tjin ihm zu, als er bereits neben mir saß. Dann fuhren wir weiter.

Nachdem ich meinen ersten Schock überwunden hatte, fragte ich ihn: „Warum sind Sie so anders, wenn Sie mit Europäern zusammen sind?“

„Aus Selbsterhaltungstrieb“, erwiderte er.

„Aber es ist abscheulich“, rief ich aus. „Soeben habe ich mich für Sie geschämt. Das sind Sie doch gar nicht. Außerdem haben Sie es nicht nötig, vor diesen Leuten Männchen zu machen.“

Er lachte auf.

„Männchen machen ist reizend. Diesen Ausdruck hat Françoise auch einmal gebraucht. Aber Sie können beruhigt sein, es sind keine Männchen. Ich stand vor der Wahl, mich als Dämon oder als Clown zu tarnen. Ich habe die Rolle des Clowns gewählt.“

„Aber Sie machen sich lächerlich.“

„Ich weiß“, sagte er, „ich tue es absichtlich.“

„Um die anderen zu täuschen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Wir täuschen die andern immer. Nein, um sie zu erhöhen. Sie fühlen sich überlegen, gewinnen an eigener Bedeutung.“

„Also doch um sie zu täuschen. Ihre Partner werden nachlässig, und dann schlagen Sie zu.“

Sein Gesicht wurde maskenhaft.

„Ich schlage zu, das stimmt, aber ganz anders, als Sie denken.“

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte ich verwirrt.

„Ich habe auch bei Herrn Suter zugeschlagen. Sie waren sogar Zeuge, als ich zuschlug.“

„Meinen Sie die Begegnung an Bord?“

„Nein. Ich schlug zu, als ich ihm seine Schuldscheine zurücksandte.“ Er lächelte.

„Aber das alles braucht Sie nicht zu beunruhigen. Außer Mansfield sind Sie der einzige Mensch, dem ich mich so zeige, wie ich bin.“

Wir durchquerten die Stadt und hielten vor dem rotlackierten hölzernen Portal. Als wir durch den Garten gingen, sagte ich ihm, daß ich nur noch eine Stunde Zeit hätte. Er fragte mich, wo Konrads Chauffeur mich erwartete. Ich nannte ihm das Hotel.

„Ich werde dafür sorgen, daß der Mann Sie hier abholt. Jetzt möchte ich mit meinen Freunden Tee trinken.“

„Mit Ihren Freunden?“

„Mit Ihnen und Herrn Mansfield.“

Unwillkürlich blieb ich stehen. „Aber Herr Mansfield will nichts mehr von mir wissen!“

„Dasselbe glaubt er von Ihnen.“ Er ging weiter, und ich folgte ihm.

„Weiß er, daß ich hier bin?“

„Vielleicht ahnt er es.“

„Und warum führen Sie uns hier zusammen?“

„Weil jede Liebe der Freundschaft bedarf, besonders im Beginn. Dann ist sie zart und empfindlich wie ein seidener Faden. Auch er bedarf der Hand, die ihn sorgsam führt, bis er seine Festigkeit hat.“ Er lächelte. „Meine Vorfahren waren Seidenspinner.“

Wir waren bei seinem Hause angelangt. Er blieb stehen.

„Jetzt werden wir eine kleine Komödie spielen. Sie bleiben hier, während ich Herrn Mansfield, der bereits auf mich wartet, begrüße. In wenigen Minuten hole ich Sie. Und sprechen Sie nicht französisch. Er weiß nichts von Françoise. Sie sind gekommen, weil ich Sie um Ihren Besuch gebeten habe.“ Er grinste. „Notlügen sind in diesem Fall dasselbe, was geschickte Manipulationen beim Seidenspinnen sind.“ Er wandte sich zur Tür und war gleich darauf verschwunden.

Da ich mich vor dem Hause nicht sicher genug fühlte, versteckte ich mich hinter einer niedrigen Hecke. Dort hockte ich wie ein ängstlicher Hase,

ließ die Tür nicht aus den Augen und überlegte mir verzweifelt, wie ich Peter Mansfield begegnen sollte. Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf, bis ich plötzlich das Gesicht Konrads vor mir sah, mit dem er sich von mir verabschiedet hatte. Als ob er das Ziel meiner Reise gekannt hätte! Ich schloß die Augen und gelobte mir, ihn nicht zu enttäuschen. Was diese Unterredung mit Peter Mansfield auch bringen würde, ich hatte Konrad mein Jawort gegeben. Ich wollte es nicht brechen. — Ich schrak empor. Tan Tjin stand vor der Tür und blickte sich suchend um. Ich erhob mich und ging auf ihn zu. Wortlos führte er mich in sein Haus.

Peter Mansfield kehrte uns den Rücken zu. Er betrachtete anscheinend eine der Masken und drehte sich erst um, als wir unmittelbar hinter ihm standen. Tan Tjin schien ihn auf meinen Besuch vorbereitet zu haben. Jedenfalls zeigte sein ernstes Gesicht keinerlei Überraschung. Wir reichten uns die Hände, und Tan Tjin bat uns, Platz zu nehmen. Auf dem großen Tisch stand jetzt eine riesige silberne Schale, aus der wie eine feurige Fontäne tulpenähnliche, korallenrote Blumen emporsprangen. Sie leuchteten so stark, daß meine Augen immer wieder mit magischer Gewalt von ihnen angezogen wurden, eine Wirkung, der auch Peter Mansfield sich nicht entziehen konnte. Denn hob ich meinen Blick, so begegnete ich dem seinen. Tan Tjin redete wie ein

Wasserfall. So fiel es mir leicht, die anfängliche Beklemmung zu überwinden.

„Wie ich mich freue, daß Sie gekommen sind, Fräulein Dubois. Die Ehre, Sie in meinem Hause empfangen zu dürfen, die Freude, Ihnen einen Tee anbieten zu können, machen mich glücklich, und da ich wußte, daß Sie in Pinang zu tun hatten, brauchte ich nicht zu fürchten, Ihnen kostbare Zeit geraubt zu haben. Ich wäre ja nie auf diesen Gedanken gekommen, wenn Herr Mansfield mich nicht gebeten hätte, einige Recherchen einzuholen, die ich erst als abgeschlossen betrachten kann, wenn Sie mir bestätigen, was ich vermute.“

Er unterbrach sich, um den Dienern, die inzwischen Tee und Gebäck aufgetragen hatten, einige Anweisungen zu geben. Sobald sie verschwunden waren, wandte er sich zu Peter Mansfield:

„Du nanntest mir Namen und Adresse von Fräulein Dubois. Darum habe ich sie gebeten, heute zu kommen. Du und Fräulein Dubois sind die Hauptbeteiligten, sozusagen die Leidtragenden jener kleinen Indiskretion, die Mistreß Mansfield begangen hat. Inzwischen . . .“

Peter Mansfield, der mit völlig unbeteiligtem Gesicht dasaß, unterbrach ihn:

„Fräulein Dubois hat überhaupt nichts damit zu tun, mein lieber Tan. Mein Bedauern darüber, daß meine Frau sie in diese Sache hineingezogen

hat, habe ich ihr bereits ausgesprochen. Ich sagte dir schon vorhin, daß ich Fräulein Dubois weitere Unerquicklichkeiten ersparen möchte. Ich bin dafür, daß wir lieber das Thema wechseln.“ Er zeigte auf die silberne Schale. „Erzähle uns lieber, wo du diese Teufelsblumen herhast. Damit kann man ja einen Brand entfachen!“

Tan Tjin schüttelte mißbilligend den Kopf. „So ist er immer“, sagte er zu mir, „er weiß alles besser. Dabei muß ich fortwährend aufpassen, daß er keine Dummheiten macht. Er ist andert-halb Köpfe größer als ich und so dumm, so entsetzlich dumm . . .“ Er gab einen herzzerreißenden Seufzer von sich.

Peter Mansfield lächelte. Dann sah er mich an: „Glauben Sie ihm kein Wort! Er ist der größte Schwindler und Schuft in ganz Hinterindien. Fragen Sie, wen Sie wollen. Manche Leute, die ihn überschätzen, behaupten sogar, daß er der Teufel selbst sei. Das ist natürlich Blödsinn; denn wäre er ein Satan, würde er mich mehr interessieren.“

„Schwarz-weiß, immer nur schwarz-weiß“, stöhnte Tan Tjin. „Da sehen Sie schon, wie dumm er ist. Er interessiert sich nur für Götter und Teufel. Er ist so dumm, daß er ganz vergißt, als was er auf die Welt gekommen ist“, und zu Mansfield:

„Du wirst noch einmal verrückt werden.“

„Das bin ich schon.“

„Stimmt, und wenn du mich jetzt ausreden

läßt, dann wird es mir vielleicht gelingen, dich wieder zu einem normalen Menschen zu machen.“ Er setzte sich zurück und tat, als ob er sich erst erinnern müßte, wo er vorher stehengeblieben war. „Richtig, Mistreß Mansfield. Also ich habe inzwischen festgestellt, daß sie, wie du sehr richtig vermutet hast, einen Helfershelfer gehabt hat, einen Mann, den sie bestochen hat. Dieser Mann hat . . .“

„Aber wozu das alles“, unterbrach Mansfield ihn ärgerlich. „Ich will nicht, daß vor Fräulein Dubois darüber gesprochen wird.“

„Dieser Mann hat außer deinen sämtlichen Briefen auch einen Brief von Fräulein Dubois an dich unterschlagen und deiner Frau ausgehändigt. Er heißt . . .“

Er zog sein Notizbuch hervor, blätterte und sprang auf. „Ich habe meine Verabredung mit Fu vergessen. Ich werde alt.“ Er schnitt eine verzweifelte Grimasse und zog sich zur Tür zurück. „Jetzt habe ich Gäste, und in meinem Kontor wartet ein Mann, der mir 50 000 Dollar aushändigen will. Sie müssen mich eine halbe Stunde entschuldigen, Fräulein Dubois. Ich bin untröstlich, aber diese Sache ist ungeheuer wichtig . . .“

Das leichte Klappen der Tür hörte ich nicht mehr. Ich hörte überhaupt nichts mehr, nicht einmal das schwere Atmen des Mannes, der mir gegenüber saß. Die kurze Mitteilung Tan Tjins hatte mich in einen betäubungsähnlichen Zustand

versetzt. Vergeblich versuchte ich, meine Gedanken zu sammeln, die Einzelheiten des Gehörten zu erfassen und zu überdenken. Ich vermochte es nicht. Ich begriff nur das eine. Alles, was ich geglaubt und getan hatte, war falsch gewesen.

So vergingen Minuten quälenden Schweigens. Denn selbst die Erkenntnis, daß ich dem Mann, der mit in den Händen vergrabenerm Gesicht vor mir saß, Unrecht getan hatte, konnte mich nicht zum Sprechen bringen. Ich war wie gelähmt und kam erst zu mir, als seine Stimme an mein Ohr klang:

„Verzeihen Sie“, sagte er auf französisch, „die Mitteilung meines Freundes Tan hat mich völlig überrascht. Ich bin viel gewohnt, aber das ging selbst über meine Kräfte.“ Er griff nach der Tasse, führte sie zum Munde, stellte sie aber, ohne getrunken zu haben, wieder zurück. „Ich weiß nicht, ob Sie aus dem Satz Tans den ganzen Sachverhalt begriffen haben? Ich will Ihnen alles erklären, damit Sie sich nicht beunruhigen. Meine Frau . . .“ Er schüttelte den Kopf.

„So geht es nicht. Ich muß wohl ganz am Anfang beginnen, dort, wo der Teufel sie mir über den Weg schickte. Ich habe noch nie darüber gesprochen.“ Er lächelte gequält. „Es ist ein so unerfreuliches Thema. Aber Worte klären, was den Gedanken, wollen sie es entwirren, entgleitet. Vielleicht ist es gut, wenn ich endlich einmal dar-

über spreche.“ Er zog seine Pfeife aus der Tasche. „Sie erlauben doch?“

Ich nickte und verbarg meine Verzweiflung hinter einem Lächeln. Den Augenblick, ihm alles, was mich quälte, zu gestehen, hatte ich verpaßt. Verstohlen blickte ich auf meine Uhr und verwünschte das unabänderliche Vorrücken ihrer Zeiger. Dabei war ich längst entschlossen, meine Abfahrt zu verschieben. Eine innere Stimme sagte mir, daß mein Schicksal sich heute entscheiden würde. Er oder Konrad, namenloses Glück oder . . . Nein, ich konnte Konrad nicht heiraten. Eher würde ich mir das Leben nehmen.

Die Stirn in die Hand gestützt, begann Peter Mansfield zu sprechen. Seine Stimme war ausdruckslos. Drei, vier Züge, und seine Pfeife erlosch. Er legte sie auf den Tisch. Er schien nichts wahrzunehmen. Es war, als erzählte er die Geschichte nicht mir, sondern sich selbst.

„Ich erbte Tanah Senang von meinem Onkel, einem Bruder meines Vaters. Er hat sich zu Tode getrunken. Daß er im Delirium zur Pistole griff und sich eine Kugel durch den Kopf jagte, war nur die Folge seines Trinkens. Trotz meiner siebenundzwanzig Jahre kannte ich damals bereits die halbe Welt. Ich war in Afrika gewesen, in Australien, und in Europa hatte ich mich so lange herumgetrieben, daß ich nicht mehr wußte, wo ich eigentlich zu Hause war. Das Leben auf Tanah Senang machte mir Freude. Die Pflanzung war

völlig heruntergewirtschaftet. So spuckte ich in die Hände und arbeitete, bis ich sie wieder in Schwung gebracht hatte. Damals lernte ich meine Frau kennen. Zusammen mit ihrer Mutter lebte sie in Singapore. Anfangs glaubte ich, daß ihr Vater, ein Däne, tot sei. Erst später erfuhr ich, daß er eines Tages fortgelaufen und nach Dänemark zurückgekehrt war. Heute kann ich es verstehen, denn Dagmars Mutter war herrschsüchtig, zänkisch und böse. Schon als junges Mädchen erbte sie ein großes Vermögen, das ihr erlaubte, ganz nach ihren Launen zu leben. Sie kennen meine Frau. Vor zehn Jahren war sie noch schöner. Ihr Gesicht war von fast durchsichtiger Blässe, ihre Figur von zerbrechlicher Zartheit. Als ich ihr zum erstenmal begegnete, erschien sie mir wie ein überirdisches Wesen. Kaum daß ich ihre Hand zu berühren wagte. Wir trafen uns auf einer Gesellschaft. Ich erinnere mich, daß sie mir schon an jenem Abend zu verstehen gab, wie unglücklich sie war, wie sehr sie sich danach sehnte, von ihrer Mutter fortzukommen. Wir trafen uns dann häufiger. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, ihr meine Liebe zu erklären. In ihrer Nähe war ich immer bedrückt. Es war ein Gefühl, wie man es empfindet, wenn man einem Menschen begegnet, dem man einmal unrecht getan hat. Ihre fast überirdische Schönheit zog mich an, ihr seltsames Wesen dagegen befremdete mich und stieß mich ab. Ich fühlte

mich ihrer Art nicht gewachsen. So faßte ich eines Tages den Entschluß, sie nicht mehr zu treffen. Ich schrieb ihr einen Brief, entschuldigte mich mit Arbeit, ließ aber deutlich durchblicken, daß ich den Verkehr nicht fortzusetzen wünschte. Drei Tage später erschien sie auf Tanah Senang, erklärte mir, ohne mich nicht leben zu können, und zog, als ich ihr meine Bedenken mitteilte, eine Pistole aus der Handtasche. Es war keine Pose. Sie drückte ab, bevor ich mich dazwischenwerfen konnte. Die Kugel hatte dicht unterhalb des Herzens den Lungenflügel durchbohrt. Ich schaffte sie ins nächste Krankenhaus, benachrichtigte ihre Mutter und blieb in Seremban, bis sie außer Lebensgefahr war. Der Teufel mochte die Kugel geleitet haben, denn dieser Schuß hat mich an ihre Seite gekettet, dieser Schuß fand ein Echo, das ich noch jahrelang hören sollte, er machte mich zu ihrem Schuldner.

Den Nachmittag, an dem ich mit ihrer Mutter im Krankenhaus zusammentraf, werde ich nicht vergessen. Frau Sörensen war eine große, robuste Frau. Sie hatte die Figur einer Walküre und das Gesicht der bösen Königin aus einem Märchenbuch. Der Selbstmordversuch ihrer Tochter schien sie nicht sonderlich zu beunruhigen. Als ich ihr meinen Entschluß, Dagmar zu heiraten, mitteilte, lächelte sie und sagte: „Meinen Segen haben Sie.“ Es war ein abgefeimtes Lächeln, niederträchtig und böse, ein Lächeln, das ich nie mehr ver-

gessen sollte. Sie war der einzige Mensch, der Dagmar wirklich kannte.

Über die ersten Jahre unserer Ehe gibt es nicht viel zu berichten. Es erging mir an ihrer Seite nicht anders als zuvor in Singapore. Ihre äußere Erscheinung bezauberte mich, ihr Wesen machte mich unsicher. Dann stellte ich fest, daß sie zwei Gesichter hatte. Ein Gesicht, mit dem sie anderen Menschen begegnete, und ein Gesicht, das nur ihr gehörte. Dieses zweite Gesicht wußte sie ausgezeichnet zu verbergen, denn immerhin dauerte es fast ein Jahr, bis ich ihm zum erstenmal begegnete. Ich ertappte sie dabei, wie sie einem Tamilenmädchen ins Gesicht schlug. Es war nicht der Schlag, der mich erschreckte, es war ihr Gesicht. Die wehmütige Versunkenheit, die sonst wie ein zarter Schleier über ihren Zügen lag, war jetzt einem Ausdruck voller Haß und Bosheit gewichen. Plötzlich wurde mir klar, daß sie die Tochter ihrer Mutter war, und ich begann sie zu beobachten, wenn sie sich allein glaubte.

Wir schliefen nicht zusammen. Sie erklärte mir, daß ihr ein gemeinsames Schlafzimmer zuwider sei. Vieles war ihr zuwider: Der Dschungel, die Eingeborenen, meine Hunde, eigentlich alles, was ich gern hatte. Und das, was sie angeblich liebte, diente ihr auch nur zur Tarnung ihres teuflischen Wesens. So konnte sie stundenlang in einem Buch blättern und tun, als ob sie lese. In Wirklichkeit bewegte sie irgendwelche abgründigen Gedanken,

denn forschte ich nach dem Inhalt des Buches, so speiste sie mich regelmäßig mit undurchsichtigen Redensarten ab, die sie einstudiert hatte wie ihr Geseufze und den schwermütigen Augenaufschlag. Auch liebte sie es, eine Blume in der Hand, im Garten zu sitzen und vor sich hinzustarren. Kam ich dann aus der Pflanzung, so war ich von diesem Bild stiller Verträumtheit unwillkürlich angerührt, und antwortete sie mir mit einem Seufzen, so fragte ich mich, ob ich ihr wohl genug Liebe entgegenbrächte. Oder sie legte ihre Hand mit leichtem Aufstöhnen auf jene Stelle, an der die Kugel sie getroffen hatte, eine Geste, die mich jedesmal daran erinnerte, daß sie sich meiner wegen erschießen wollte.

Ihr eigentliches Wesen erkannte ich aber erst, als sie dann das Kind erwartete. Erst da wurde mir klar, daß sie keine Frau war. „Ich will kein Kind“, erklärte sie mir vor Wut bebend. „Ich weiß, daß ich daran zugrunde gehe.“ Der Arzt, der sie untersuchte und mit dem ich darüber sprach, meinte, daß sie normal wie jede andere Frau sei. Wir brauchten uns nicht zu beunruhigen. Daß der kleine Lars dann doch geboren wurde, war ein Wunder. Die Frau hat alles getan, um seine Geburt zu verhindern. Später erfuhr ich, daß sie sogar eines jener Mittel eingenommen hat, mit denen die Malaien die Schwangerschaft unterbrechen.

Ich habe nie geahnt, daß ich ein so guter Vater

sein würde. Wahrscheinlich wurde dieses Gefühl nur darum so stark in mir geweckt, weil die Mutter sich nicht um unser Kind kümmerte. Sie beschäftigte sich nur mit ihrer Figur und ihrem Gesicht, dessen Schönheit, wie sie seufzend feststellte, durch die Geburt völlig zerstört sei. So besorgte ich ein Kinderfräulein, überwachte alles, was mit Lars zu tun war, und übernahm praktisch die Rolle der Mutter.

Natürlich stellte ich meine Frau zur Rede. Es war zwecklos. Sie starrte mich an wie einen Unbekannten, seufzte und gab einen jener dunklen Sprüche zum besten, mit denen Wahrsagerinnen ihre Kunden beschwören. Manchmal wurde ich so zornig, daß ich sie anpackte und rüttelte. Dann begann sie zu weinen und erlitt jedesmal einen Nervenzusammenbruch. Damals haßte ich sie noch, ich setzte mich noch mit ihr auseinander.

Bis sie dann die Infamie gegen Harriet beging. Harriet, eine achtzehnjährige Schwedin, war mir von unserem Konsul als Kinderfräulein empfohlen worden. Sie war ein nettes Mädchen, zuverlässig und rührend in ihrer Liebe zu dem Kind. Da meine Frau sich nicht um Lars kümmerte, ergab es sich von selbst, daß Harriet mir, wenn ich aus der Pflanzung kam, ihre kleinen Erlebnisse und Sorgen um das Kind mitteilte. Dann saßen wir längere Zeit im Kinderzimmer und unterhielten uns. Nach zwei Monaten bat Harriet weinend um ihre Entlassung. Es gelang mir nicht, sie zum

Sprechen zu bewegen. Sie verließ Tanah Senang noch am selben Tag. Erst Monate später erfuhr ich vom schwedischen Konsul, daß meine Frau sie geschlagen und beschimpft hatte, weil sie mein Verhältnis wäre.

Damals habe ich Dagmar fast geprügelt. Jedenfalls hatte ich die Peitsche schon in der Hand. Rechtzeitig fiel mir ein, daß sie eine Frau war. Ich verließ das Zimmer, und seit dieser Zeit existierte sie nicht mehr für mich. Selbstverständlich beschäftigte mich der Gedanke an eine Scheidung; einmal sprach ich auch mit ihr darüber. Sie drohte mir mit einem Selbstmord. Ich erinnerte mich des Schusses, mit dem sie die Heirat erzwungen hatte, und ließ die Dinge laufen. Ich hatte Lars, meine Arbeit und — den Alkohol.

Ich weiß genau, wie sie sich an mir rächte. Ich spürte es überall, wo ich Menschen begegnete. Sie spielte die Rolle des Engels, die schweigende Anklage im Schmerzensgewand so hervorragend, daß ich überall als brutaler Ehemann in Verruf kam. Mir war es gleichgültig. Ich wollte in dem Schmutz nicht auch noch herumwühlen. Wer sich rechtfertigt, klagt sich gleichzeitig an. Ich beschränkte mich darauf, zu trinken. Trank ich, so vergaß ich.

Manchmal warf sie sich mir zu Füßen, erklärte mir, daß sie mich liebe. Meistens begnügte sie sich mit Seufzen und schmerzvollen Augenaufschlägen. Ich behandelte sie wie einen Gegen-

stand, der einem längst gleichgültig ist, den man nur darum nicht fortwirft, weil man für ihn einen zu hohen Preis bezahlt hat, höflich und kalt. Damals begleitete sie mich noch auf meinen Fahrten in die Stadt. Gemeinsam gingen wir in den Klub. Während ich an der Bar hockte und trank, begrüßte sie meine Kollegen und ihre Frauen, seufzte, flüsterte Andeutungen von Leidenssprüchen in die allzu offenen Ohren und ließ sich bedauern. Manchmal kam einer der Männer zu mir und wollte mit mir ein offenes Wort reden. Ich verbat es mir. Ich konnte ihm doch nicht sagen, daß meine Frau ein mißratenes und verlogenes Geschöpf war. Ich konnte nur schweigen und trinken.“

Zum erstenmal machte Peter Mansfield eine Bewegung. Er ließ die Hand sinken, hob den Kopf und blickte auf die Blumen.

„Und dann kamen Sie“, sagte er leise. Wieder stützte er seine Stirn in die Hand.

„Ich mußte aus geschäftlichen Gründen nach Europa. Dank einiger Informationen Tan Tjins hatte ich mit einer Spekulation viel Geld gewonnen. Lars war damals fünf Jahre alt. Ich liebte ihn über alles. Er war ein fröhlicher Junge. Von seiner Mutter schien er nichts geerbt zu haben. Er und Itjih, eine ältere Malaiin, verstanden sich ausgezeichnet. Ich konnte mich auf sie verlassen. Von seiner Mutter wollte er nichts wissen, ein Gefühl, das ich auch bei andern Kindern beobachtet hatte, wenn sie Dagmar begeg-

neten. Vielleicht war es falsch, daß ich den Jungen auf Tanah Senang zurückließ, vielleicht hätte ich ihn mitnehmen sollen . . .“

Er griff zu seiner Pfeife, legte sie wieder zurück auf den Tisch und stand auf.

„Entschuldigen Sie, aber ich muß etwas trinken.“

Er ging zu einem kleinen Wandschrank, brachte zwei Gläser, Kognak und Whisky.

„Wir wollen den bitteren Geschmack, der dieser Geschichte anhaftet, hinunterspülen.“ Er hob sein Glas und trank mir zu. Dreimal füllte und leerte er sein Glas in schneller Folge. Sobald er sich gesetzt hatte, fuhr er fort. Seine Stimme war jetzt lebhafter. „Die Zeit in Europa wäre für mich völlig bedeutungslos verlaufen, wenn ich Sie nicht getroffen hätte. Sie wissen gar nicht, was diese Begegnung für mich bedeutet hat. Vielleicht können Sie es jetzt ermessen, nachdem ich Ihnen das alles erzählt habe. An jenem Montagmorgen in Paris verließ ich Sie mit dem festen Vorsatz, nicht fortzufahren, bevor nicht alles, was Ihr Nachkommen betraf, in die Wege geleitet war. Ich fuhr zurück ins Hotel, wo ich eine Verabredung mit einem Geschäftsfreund hatte. Dort überreichte man mir ein Telegramm von Dagmar: Lars schwer verunglückt. Bitte sofort kommen.“

Ich wußte nicht, daß er bereits tot war. Sonst wäre ich geblieben. So aber erkundigte ich mich sofort nach der schnellsten Flugverbindung. Ich erfuhr, daß sich an diesem Tage nur eine einzige

Gelegenheit bot, mit der ich den Anschluß an die holländische Indienlinie erreichen konnte. Das Flugzeug verließ Le Bourget um viertel vor eins. Telefonisch buchte ich einen Platz. Dann fuhr ich, da ich mir den Namen Ihrer Straße nicht gemerkt hatte, ins Ritz. Es war ein ganz dummer Entschluß, denn um Le Bourget rechtzeitig zu erreichen, mußte ich eine Stunde vor meinem Abflug Paris verlassen. Aber in solchen Augenblicken gibt man sich den unsinnigsten Hoffnungen hin. Erst als ich die Bar betrat, wurde mir klar, daß ich Sie nicht mehr sehen würde. Ich schrieb einen Brief und gab ihn dem Geschäftsführer, nachdem ich Sie ihm genau beschrieben hatte. Auf dem Flugplatz ließ ich mich sofort mit dem Ritz-Hotel verbinden. Ich wartete und wartete. Das Fräulein sagte mir, daß alle Anschlüsse besetzt wären. Inzwischen stand die Maschine unmittelbar vor dem Abflug. Was blieb mir anderes übrig, als der ungeduldigen Aufforderung des Personals zu folgen und meinen Platz einzunehmen . . .“

„Diesen Brief, den Sie dem Geschäftsführer gegeben haben, habe ich nie erhalten“, sagte ich leise. „Ich habe mich damals um zwanzig Minuten verspätet. Später rief man mich ans Telefon. Ich war mit Le Bourget verbunden, aber Sie meldeten sich nicht.“

Er machte eine müde Bewegung mit der Hand. „Der Mann sagte mir, daß er um zwölf abgelöst

würde. Ich bat ihn, auf Sie zu warten. Nun ja, es sollte wohl nicht sein. Fünf Tage später war ich auf Tanah Senang; da hatten sie Lars bereits begraben. Er hatte vor der Gummifabrik gespielt und war von einem rückwärtsfahrenden Lastwagen überfahren worden. Eines der Räder war über ihn hinweggerollt.

Meine Frau wollte mich trösten. Ich brauchte keinen Trost. Mit Lars war auch Tanah Senang für mich gestorben. Es gab nur noch einen einzigen Menschen für mich. Dieser Mensch waren Sie. Zwei Tage nach meiner Ankunft schrieb ich den ersten Brief an Sie. Unzählige Briefe folgten. Ich bekam keine Antwort. Corinna Dubois, Malerschülerin, Atelier in der Nähe des Pont Neuf, Paris, schrieb ich auf die Umschläge. Ich zweifelte nicht, daß die Post Sie ausfindig machen würde. Darauf erkundigte ich mich beim Pariser Einwohnermeldeamt. Zuletzt beschloß ich, Sie persönlich zu suchen. Vorher aber wollte ich reinen Tisch machen. Ich ging zu meiner Frau und sagte ihr, daß ich die Scheidung wünschte. Sie weigerte sich. Ich sprach mit einem Anwalt. Er zählte mir die Möglichkeiten auf, mit denen ich eine Scheidung erzwingen konnte. Der Schmutz ekelte mich an, und ich beschloß, alles mit Ihnen zu besprechen. So teilte ich Dagmar mit, daß ich nach Europa fahren würde. Sie drohte mit Selbstmord. Ich zeigte ihr die kalte Schulter und buchte die Flugkarte.

In der letzten Nacht vor meiner Abreise erkrankte ich. Zwei Monate lag ich im Krankenhaus. In meinem Gedächtnis ist diese Zeit ausgelöscht. Später sagten mir die Ärzte, daß ich zwischen Leben und Tod geschwebt hätte. Daß ich noch lebte, verdankte ich nur meinem starken Herzen. Die Ursache meiner Erkrankung war allen ein Rätsel. Zuletzt einigten sie sich auf die Diagnose: Vergiftungserscheinungen, die auf den Genuß einer verdorbenen Speise zurückzuführen wären.

In dieser Zeit spielte meine Frau die Rolle ihres Lebens, den Engel, wie man ihn sonst nur in heiligen Büchern erlebt. Da ich meistens bewußtlos war, konnte ich ihr dieses Spiel nicht verderben. Ihr Publikum, Ärzte und Pflegepersonal des Krankenhauses, waren tief gerührt. Noch heute spricht man dort von ihrer aufopfernden Pflege. Tag und Nacht saß sie an meinem Bett, hielt meine Hand und wischte mir den Schweiß von der Stirn. ‚Ihr vom tiefen Kummer gezeichnetes Gesicht war wie eine christliche Offenbarung.‘ Das waren die Worte eines jungen Assistenzarztes, mit denen er mich vorwurfsvoll begrüßte, nachdem er erfahren hatte, daß ich sie aus dem Krankenzimmer hinausgeworfen hatte. Ich konnte ihm ja nicht sagen, daß mich dieselbe Hand, die mir die Kissen aufschüttelte, vergiftet hatte.

Als ich zum erstenmal wieder auf die Pflanzung kam, fand ich Ihren Brief, in dem Sie mir mit-

teilten, daß Sie nichts mehr von mir wissen wollten. Als ich dann einige Wochen später in einer Zeitschrift Ihrem Bilde begegnete und die Sache mit dem Schauspieler las, war mir klar, daß ich . . .“ Er richtete sich auf. „Aber sprechen wir nicht mehr davon. Sie wissen jetzt, daß ich . . .“

„Aber das stimmt doch gar nicht“, schrie ich auf. „Ich habe Ihnen nie geschrieben, daß ich nichts von Ihnen wissen will. Im Gegenteil, ich schrieb, daß ich mich freuen würde, bald von Ihnen zu hören. Ich ahnte, daß Sie meine Adresse nicht wußten. Darum habe ich Ihnen zuerst geschrieben, darum habe ich . . .“

Ich konnte nicht mehr. Seine Geschichte, die Hoffnungslosigkeit der letzten Monate und die Unbarmherzigkeit des Schicksals, das jedes Sichwiederfinden vereitelt hatte, erschienen mir wie ein höherer Urteilsspruch. Nie mehr würden wir uns aus den unseligen Verstrickungen lösen können! Aufstöhnend vergrub ich meinen Kopf in den Händen.

Doch schon im nächsten Augenblick fuhr ich wieder empor und begegnete seinen wie im Fieber brennenden Augen. Er war aufgesprungen und lehnte sich weit über den Tisch. Seine heisere Stimme war von schmerzlicher, sehr bitterer Eindringlichkeit:

„Ich kann nicht mehr, Corinna. Ich kann nur noch eins, diesen Satan, den ich geheiratet habe, totschiagen. Aber vorher brauche ich Klarheit. Es

sind nur wenige Fragen, die Sie mir jetzt offen beantworten müssen. Daß diese Frau meine sämtlichen Briefe an Sie unterschlagen hat, ist gewiß. Aus ihnen hat sie erfahren, daß ich meine Uhr bei Ihnen gelassen habe, daß wir in Melun waren und daß ich Sie liebte. Tan sprach von einem Brief an mich, den sie ebenfalls verschwinden ließ. Außer diesem einen Brief haben Sie mir nie mehr geschrieben?“

„Nein, ich habe Ihnen nur einen einzigen Brief geschickt und dann auf Antwort gewartet.“

Er richtete sich auf. Sein Gesicht war hart. „Gut, so hat sie den Brief, den ich erhielt, gefälscht. Sie hat den Briefumschlag Ihres Briefes genommen, die drei Zeilen mit der Maschine getippt und Ihren Namen hingeschrieben. Sie brauchte ihn nicht einmal zu kopieren. Ich kannte ja Ihre Schrift nicht.“

Er atmete tief auf und setzte sich wieder hin. „Das genügt.“ Dann griff er zur Whiskyflasche. Sein Blick fiel auf mein Glas, an dem ich nur genippt hatte. „Warum trinken Sie nicht?“

„Ich kann nicht.“

Er lächelte. „Es ist scheußlich, daß ich Ihnen diese häßliche Geschichte nicht ersparen konnte.“

„Lassen Sie nur“, sagte ich müde, „es sollte wohl so sein. Über unserer Liebe schwebt ein unseliger Stern.“

Mit gerunzelter Stirn sah er mich an. „Ich verstehe Sie nicht. Sagten Sie schwebt?“

Ich antwortete nicht. Die roten Blumen zwischen uns erschienen mir wie ein Feuer, in dem alles verbrannte, bevor es den anderen erreichte. Er und ich waren verdammt, einander zu verfehlen.

„Sie schweigen“, sagte er, „und vielleicht sollte auch ich schweigen, nun, da Sie sich für einen andern Mann entschieden haben. Aber einmal will ich sie noch aussprechen, diese zwei Worte, die mich begleitet haben, bis ich meine Hoffnung begrub.“ Er beugte sich vor und flüsterte: „Geliebte Corinna.“

Mein Herzschlag setzte aus. Dann hob ich den Blick und sah ihn an. Über der flammenden Schale trafen sich unsere Augen, tranken das Gesicht des andern und erlebten die ganze Innigkeit des Sicheineinander-Versenkens. Es war so still, daß ich das sanfte Klagen der Äolsharfen zu vernehmen glaubte. So vergingen Minuten. Bis sich unter der Überfülle dieses Glücks meine Lippen öffneten. Es war nur ein einziges Wort, das ich flüstern konnte. Aber dieses Wort war wie ein vergessenes Gebet, dessen ich mich nach vielen, vielen Jahren erinnerte: „Du“ hauchte ich. Dann lehnte ich mich zurück und schloß die Augen. Ich hörte, wie er aufstand und sich neben mich auf die Lehne meines Sessels setzte. Gleich darauf fühlte ich seine Hand auf meinem Haar. Und nochmals flüsterte er: „Geliebte Corinna.“

Ich suchte seine Hand, legte wie ein Kind meine

Wange in ihre Fläche, und während meine Finger seinen Pulsschlag spürten, flüsterte mein Herz unablässig dieses kleine, unscheinbare Wort, dessen Süße mir zum erstenmal bewußt wurde. Wie arm sind doch die Sprachen, die dieses Wort nicht haben! Denn wie kann man sich hinwegheben von den vielen Menschen und Dingen des Alltags ohne das Wörtchen ‚Du‘. Alles, was sich sonst nicht aussprechen läßt, findet in ihm Ausdruck. Das ‚Sie‘ ist die Form einer Anrede. Das ‚Du‘ ist der Ausdruck eines Gefühls. Das ‚Du‘ Liebender aber ist höchstes Glück. Es kommt aus dem Herzen und trifft das Herz. Vielleicht fehlt mir darum jedes Gefühl für die englische Sprache, und wahrscheinlich findet die unpersönliche Art der Engländer darin ihre Erklärung. Denn erst der Sprung vom Sie zum Du öffnet den Quell tiefster Zärtlichkeit.

Plötzlich war mir, als berührte mich etwas Fremdes, Feindliches. Ich öffnete die Augen. Sein Gesicht zeigte einen seltsam angespannten Ausdruck.

„Woran denkst du?“ fragte ich.

„An deine bevorstehende Hochzeit.“ Sein Kinn schob sich nach vorn, und seine Augen verdunkelten sich. „Aber eher schieße ich ihn über den Haufen, als daß ich dich ihm überlasse.“

Ich mußte lächeln. „Komm“, flüsterte ich, „ich warte ja schon so lange auf deinen Kuß. Den letzten habe ich kaum noch in Erinnerung.“

Als Tan Tjin eintrat, saß jeder wieder auf seinem Stuhl. Er hatte uns genug Zeit gelassen. Zuerst war es ein tiefer Gongschlag, der in dem Raum über uns erdröhnte und uns erschreckt auseinanderfahren ließ. Dann hörte man das Zuschlagen mehrerer Türen, und als immer noch nichts passierte, öffnete Peter die Tür und rief laut Tan Tjins Namen.

Kaum hatte Tan Tjin Platz genommen, so schüttelte er mißbilligend den Kopf.

„Er wird es nie lernen, wie man sich zu benehmen hat. Ruft mich, als ob ich ein Dienstbote wäre. Meistens schicke ich meine gesamte Dienerschaft fort, wenn er zu mir kommt. Er benimmt sich wie ein Büffel und blamiert mich.“ Dann rieb er sich die Hände und fuhr zu Peter gewandt fort: „Die C.M.P.-Aktien sind um zwanzig Punkte gestiegen. Übermorgen verkaufe ich.“

„Das interessiert mich im Augenblick überhaupt nicht“, erwiderte Peter. „Ich warte immer noch auf den Namen des Mannes, der die Briefe unterschlagen hat.“

„Richtig“, rief Tan Tjin aus, „das habe ich ganz vergessen.“ Er begann in den Falten seines Kimonos herumzusuchen.

„Laß doch das Buch“, sagte Peter unwillig. „Ich weiß doch, daß du den Namen im Kopf hast.“

Der Chinese lächelte mich verschmitzt an.

„Mein Freund Mansfield ist klüger als ich!“ Er sprang auf. „Aber ich bin ein schlechter Gast-

geber.“ Er klatschte in die Hände. „Meine Gäste verhungern“, und leise, als spreche er mit sich selbst, fügte er hinzu: „Er heißt Jussup und ist dein Hauptschreiber.“

„Ich habe es mir gedacht“, murmelte Peter. „Ich werde ihm den Hals umdrehen.“

„Das wird dir leider nicht gelingen“, erwiderte Tan mit einem breiten Grinsen.

„Du müßtest ihn schon suchen, ein Unternehmen, das mir völlig aussichtslos erscheint. Mein Agent hatte eine kleine Unterredung mit ihm, worauf er es vorzog, deine Pflanzung zu verlassen.“

Inzwischen hatten Diener einige Platten mit Sandwiches aufgetragen und den unvermeidlichen Champagner gebracht. Kaum waren wir wieder unter uns, so eröffnete mir Tan, daß er meinen Chauffeur fortgeschickt habe.

„Er wird Sie morgen um zehn im Hotel abholen. Ich hätte keine ruhige Minute, wenn Sie in der Nacht zurückfahren.“

„Aber dann muß ich Herrn Suter anrufen, damit er sich keine Sorgen macht.“

„Das Gespräch ist angemeldet“, beruhigte er mich.

„Hat dein Agent auch mit meiner Frau gesprochen?“ fragte Peter gereizt.

„Mein Agent würde nie mit Mistreß Mansfield sprechen. Das sind Dinge, die mich nichts angehen. Ich habe dir nur die gewünschten Recherchen verschafft. Daß Jussup dann fortgelau-

fen ist, brauchst du schon darum nicht zu bedauern, weil er dich in den letzten Jahren um mehrere hundert Dollar betrogen hat. Ma Tong ist ein Juwel, der beste meiner Agenten. Ihm bleibt nichts verborgen. Schon verschiedene Male zog er aus, um in meinem Auftrag eine Maus zu erlegen und brachte dann einen Elefanten nach Hause. Aber das alles dürfte Fräulein Dubois kaum interessieren.“ Er unterbrach sich, griff in den Kübel und legte die triefende Flasche Peter in den Schoß. „Damit du endlich etwas Vernünftiges zu tun bekommst.“

Seufzend machte Peter sich an das Öffnen der Flasche. „Er hat keinen Geschmack“, sagte er zu mir. „Ich habe ihm nun schon hundertmal gesagt, daß man Champagner allenfalls zum Frühstück trinken kann. Abends kann man sich nur noch damit die Zähne putzen. Bitte, sag du es ihm! Dir als Französin wird er glauben.“

Ich dachte an Tans Frau und erwiderte:

„Ich kann Champagner zu jeder Tages- und Nachtzeit trinken.“

Tan Tjin strahlte, zog sofort die zweite Flasche aus dem Kübel, und sobald die Gläser gefüllt waren, sagte er in seinem singenden Französisch: „Ich trinke auf das Wohl von Mademoiselle Dubois.“

Peter sah Tan an. „Seit wann sprichst du Französisch?“

Tan leerte sein Glas und fuhr auf französisch

fort: „Ich warne Sie, Mademoiselle, er ist ein ganz dummer Mensch. Als ich ihn kennenlernte, begrüßte er mich auf chinesisch. Ich fiel fast in Ohnmacht. Später stellte sich heraus, daß er diesen Satz in irgendeiner obskuren Kneipe aufgeschnappt hatte. Sein Französisch wird nicht besser sein.“

„Wollen wir es ihm sagen?“ fragte ich Peter.

„Meinetwegen.“ Er verzog den Mund, als ob er sich die Zunge verbrannt hätte.

„Herr Mansfield und ich haben uns vor anderthalb Jahren in Paris kennengelernt“, sagte ich zu Tan und fügte leise hinzu: „Wir waren sehr glücklich.“

Von der Tür kam ein leises Räuspern. Ein Diener meldete die Verbindung mit Suka Mandi. Tan führte mich aus der Halle durch einen schmalen Gang in einen Raum, den ich in diesem Hause nie vermutet hätte. Seine eine Hälfte bestand aus einer großen Fernsprechanlage mit Hunderten von Anschlüssen, auf der andern Seite standen Fernschreiber und verschiedene Maschinen, deren Sinn mir rätselhaft war. Vor den Apparaten saßen zwei europäisch gekleidete Chinesen, stöpselten, drückten auf Tastaturen und waren von ihrer geheimnisvollen Tätigkeit so in Anspruch genommen, daß sie uns nicht zu bemerken schienen.

„Mein Ohr und meine Stimme“, sagte Tan Tjin grinsend, „sie reichen weit!“

Dann öffnete er eine Seitentür und zeigte auf einen Telefonapparat, der auf einem Tischchen stand. „Wenn Sie gesprochen haben, wird man Sie zu uns zurückbringen.“

Ich meldete mich. Konrads Stimme antwortete. Erst in diesem Augenblick wurde mir bewußt, daß ich das Schwerste noch vor mir hatte.

„Ich kann heute nicht mehr kommen, Konrad, es hat länger gedauert, als ich vermutete.“

„Ich habe es mir gedacht“, antwortete er. Seine Stimme klang müde.

„Ich komme morgen und bin spätestens nachmittags auf Suka Mandi. Wie geht es dir?“

„Danke. Und du? Rufst du vom Hotel aus an?“

Ich zögerte. Ich wollte ihn nicht belügen.

„Ich bin mit Peter Mansfield zusammen“, sagte ich leise.

„Mit wem? — Ach so . . . , nun ja, ich habe es geahnt.“

„Du darfst nicht traurig sein.“

„Ich bin nicht traurig“, log seine tonlose Stimme.

„Morgen erzähle ich dir alles.“ Plötzlich erinnerte ich mich Pierres. „Konrad“, schrie ich, „du brauchst dir keine Sorgen zu machen.“

„Ich mache mir keine Sorgen, Corinna. Also bis morgen. Schlaf gut!“

„Bis morgen“, flüsterte ich und legte den Hörer auf.

Draußen vor Tans Nachrichtenzentrale wartete

einer der Diener. Er führte mich durch den Gang und öffnete eine Tür, die so geschickt in die Täfelung eingelassen war, daß ich sie nie bemerkt hätte. Peter kam mir entgegen.

„Wann wirst du fahren?“ fragte er.

„Morgen vormittag“, erwiderte ich. „Ich habe ihm gesagt, daß ich spätestens nachmittags auf Suka Mandi bin.“

„Dann fahren wir zusammen.“ Er wandte sich zu Tan Tjin, der dabei war, die Gläser zu füllen. „Mademoiselle Dubois und ich müssen jetzt gehen, Tan. Es tut mir leid, aber es gibt noch einige Dinge, die wir zu besprechen haben.“

Tan verzog sein Gesicht zu einer betäubten Grimasse. „Schade“, sagte er, „ich hätte noch gern erfahren, wie du dich mit Mistreß Mansfield auseinandersetzen wirst.“

Peters Gesicht wurde plötzlich brutal.

„Ich werde sie aus dem Hause jagen.“

„Das wäre sehr dumm“, sagte Tan bedauernd, „und nicht ungefährlich. Mistreß Mansfield ist eine Frau, die man nicht unterschätzen soll. Wenn ich dir helfen dürfte, so ließe sich vielleicht ein Weg finden. Ich könnte sie morgen besuchen, und wenn du dann abends nach Hause kommst, ist sie fort.“ Anscheinend bemerkte er meinen entsetzten Blick, denn er warf sofort beide Hände in die Höhe und rief aus: „Oh, nicht was Sie denken. Kein Haar soll ihr gekrümmt werden. Ein kleines Gespräch, und sie wird einsehen, daß

ich ihr Freund bin. Sie wird ihre Koffer packen und für immer verschwinden.“

„Und wie wollen Sie das erreichen?“ fragte ich ungläubig.

Er lächelte tiefgründig. „Ich werde ihr den Spiegel vorhalten, in dem sie ihr wahres Gesicht erblickt. Dieser Anblick wird sie hilfloser machen als ein Kind.“

„Überlasse sie mir, Tan!“ sagte Peter.

„Wie du willst.“ Er griff in die Tasche seines Kimonos. „Bevor ich es vergesse, ein schriftliches Geständnis deines Schreibers.“ Er grinste. „Anscheinend hat er ihr vor einigen Monaten gegen Zahlung von zehn Dollar ein kleines Mittel verschafft, mit dem sie dein Essen würzte.“ Er gab ihm ein Stück Papier. „Es kann dir nützlich sein.“ Dann nahm er sein Glas, verbeugte sich vor mir und leerte es in einem Zuge.

Als Peter und ich in die Stadt zurückfuhren, dunkelte es bereits. Er hatte seinen rechten Arm um meine Schultern gelegt. Mein Kopf ruhte an seiner Brust.

Er fuhr ganz langsam.

„Ich kann es immer noch nicht fassen“, sagte er leise. „Alles ist wie ein Traum.“ Sanft drückte er mich an sich. „So war es also doch Wirklichkeit, unser Pariser Erlebnis. Denn mit jedem weiteren Monat, der sich zwischen das Gegenwärtige und Vergangene schob, zweifelte ich mehr an seiner Echtheit. Als ich dann den gefälschten

Brief las, war ich überzeugt, daß ich mir bis auf die Begegnung mit irgendeinem Mädchen alles nur eingebildet hatte. Dieses Geschöpf besaß wohl dein Gesicht, deine Stimme und deine Bewegungen, aber alles, was mich bezaubert hatte, beruhte auf einer Selbsttäuschung. Es war mir ergangen wie vielen andern, die einsam auf Pflanzungen leben, dann nach Europa kommen und, weil ihre Sehnsucht zu groß ist, auf das erste beste Frauenzimmer hereinfallen. Ich schalt mich instinktos und zwang mich, dich zu vergessen.“

„Und damals nach unserer ersten Begegnung auf Suka Mandi? Hattest du immer noch das Gefühl, irgendeinem Frauenzimmer begegnet zu sein?“

Er schüttelte den Kopf. „Hätte ich damals doch nur getan, was ich die ganze Zeit wollte.“

„Was wolltest du denn?“

„Einen Augenblick“, murmelte er. Er fuhr den Wagen an den Kantstein der belebten Straße. Dann beugte er sich über mich und gab mir einen Kuß.

„Das wollte ich“, sagte er und löste die Bremse.

„Ach, hättest du es doch nur getan“, seufzte ich.

„Wir werden alles nachholen“, versicherte er mir. Er zog mich nochmals in die Arme und küßte mich heftig und lange, als gelte es, sein Versprechen schon jetzt wahr zu machen.

Sobald wir im Hotel abgestiegen waren, begaben wir uns in den Garten und setzten uns an einen der abseits gelegenen Tische.

„Jetzt mußt du erzählen“, sagte er. „Von mir ist schon viel zuviel die Rede gewesen.“ Sinnend hob er den Kopf. „Du hattest dich verspätet, kamst in die Ritz-Bar und wartetest. Und dann . . .?“

„Ich kam in die Ritz-Bar und wartete. Ich wartete Tage und Monate. Ich wartete bis auf den heutigen Tag, bis auf den Augenblick, in dem du mich in deine Arme zogst.“

„Und der Schauspieler?“

Ich sah ein, daß ich ihm alles sagen mußte. Der Selbstmord Pierres, die Verlobung mit Konrad mußten ihn beunruhigen. So erzählte ich ihm, was ich erlebt hatte, bis ich ihm auf Suka Mandi begegnet war. Ich verschwieg ihm nur die Bekanntschaft mit Tan.

„Ich Narr“, sagte er bitter. „Mein Freund Tan hatte mehr Instinkt als ich.“

„Woher kennst du Tan?“

„Das ist eine lange Geschichte“, antwortete er. „Ich erzähle sie dir später. Jetzt möchte ich nur noch das Programm für den morgigen Tag entwerfen, und dann wollen wir feiern.“

„Wie feiern?“

„Hab keine Angst!“ sagte er spöttisch lächelnd. „Gläser werde ich heute nicht an die Wand werfen.“

Ich war beruhigt und protestierte erst, als er mir erklärte, daß er bei der entscheidenden Auseinandersetzung mit Konrad dabei zu sein wünsche.

„Du mußt mich mit ihm allein lassen“, beschwor ich ihn. „Ich darf ihm nicht weh tun, er hat so unendlich viel für mich getan. Diese Aussprache unter vier Augen ist das Geringste, was ich ihm schuldig bin.“

Ich blickte ihn an.

„Verzeih!“ flüsterte er. „Ich bin so verliebt, daß ich mich wie ein Zwanzigjähriger benehme.“

„Mir macht nur deine Frau Gedanken. Sie ist der erste Mensch, vor dem ich wirklich Angst habe.“

Er kniff die Augen zusammen. Sein ganzes Gesicht schien vor innerer Spannung zu beben. „Ich werde sie zum Teufel jagen.“

Ich erinnerte mich Tans. „Sei klug“, flüsterte ich, „und sei vorsichtig!“

„Keine Angst“, sagte er bitter, „ich weiß, wie man mit Giftschlangen umgehen muß. Jedenfalls verspreche ich dir, daß sie die morgige Nacht nicht mehr auf Tanah Senang verbringt.“

„Und wo werde ich die morgige Nacht verbringen?“

Ratlos sah er mich an.

„Vielleicht fahre ich wieder zurück nach Pinang?“

„Oder gar nach Paris. Nein, ich bringe dich in

einem netten Hotel in Seremban unter. Es gehört einem Deutschen. Dort bist du in guten Händen.“

„Ich will aber nicht in guten Händen sein“, sagte ich im Tonfall eines ungezogenen Kindes. „Ich will bei dir bleiben.“

„Du bleibst ja bei mir“, beruhigte er mich. „Es handelt sich nur um einige Nächte. Dann fahren wir irgendwohin und warten, bis ich geschieden bin.“

„O Gott“, flüsterte ich, „an die Scheidung habe ich überhaupt noch nicht gedacht.“

„Leider ist sie unumgänglich.“

„Und wenn wir dort im Irgendwo blieben?“

Über sein Gesicht huschte ein nachsichtiges Lächeln.

„Auf der Insel Manahiki zum Beispiel?“

„Warum gerade auf Manahiki?“

„Weil mir der Name so gut gefällt. Manahiki ist die einzige Südseeinsel, die mir noch aus der Geographiestunde im Gedächtnis geblieben ist. Dort brauchten wir auch nicht zu heiraten.“

„Ich will dich aber heiraten.“

„Nun gut“, lenkte ich ein, „von mir aus können wir ja auch heiraten. Auf Manahiki gibt es bestimmt irgendeinen Medizinmann, der uns dazu seinen Segen erteilt.“

Er lehnte sich zurück und starrte nachdenklich in die Luft. „Das ist gar nicht so dumm“, murmelte er.

„Was?“

„Das mit Manahiki.“ Er lächelte. „Und wenn es nicht Manahiki ist, dann ist es eben eine andere Insel.“

„Und Tanah Senang?“

„Ich brauche Tanah Senang nicht. Ich brauche nur noch dich.“

„Du lügst. Erst kürzlich hast du mir gestanden, daß du noch viele andere Dinge brauchst. Das Rauchen und Trinken, die Jagd und manchmal auch die Menschen.“

„Scheußlich, wie genau du dir alles merkst“, sagte er lächelnd.

„Außerdem bist du verliebt. Ein verliebter Mann ist nicht zurechnungsfähig. Er ist . . .“

Ich kam nicht weiter, denn er war aufgesprungen und schloß mir den Mund mit einem Kuß.

Wir saßen im Wagen und fuhren hinein in den sternenübersäten Himmel. Nur der weiße, von den Scheinwerfern angestrahlte Streifen der Straße verband uns noch mit der Erde. Bis Peter den Wagen stoppte. Da erlosch auch er, und als ich meinen Kopf auf seine Knie legte, war mir, als hebe mich jeder Atemzug höher hinauf zu unendlichen Höhen, wo alles Irdische seine Wichtigkeit verlor. Ich spürte nur noch meine Liebe. Sie war ganz ohne Verlangen und Bangigkeit, sie war wie das funkelnde Gestirn und erfüllte mich mit beglückender Gewißheit. Alle Zweifel waren von mir genommen.

„Erinnerst du dich? Weißt du noch?“ Was gibt

es Köstlicheres zwischen Liebenden! Geborgen in der Nähe des andern, erlebt man noch einmal jene Stunden, in denen die Herzen sich zum erstenmal fanden. Alles bekommt man aufs neue geschenkt, und hat man auch nichts davon vergessen, so geben die Worte des Geliebten doch jeder Erinnerung eine tiefere Bedeutung.

„Erinnerst du dich noch an den Bart, den ich dir mit dem Taschentuch abgewischt habe?“ Er beugte sich über mich. „Hier und dort, überall warst du voll Schmieröl.“

Seine Lippen berührten die Stellen.

„Und dann habe ich dich abgezeichnet. Das Bild hat dir gar nicht gefallen. Wortlos stecktest du es in deine Tasche.“

„Immerhin habe ich es mir aufgehoben. Es liegt in meinem Schreibtisch.“

Ich verschwieg ihm, daß es bereits seit einem Jahr die Hütte eines Eingeborenen schmückte, und fuhr fort: „Dann schenktest du mir deine Pfeife.“

„Und ich holte sie mir wieder zurück.“ Er seufzte. „Wie war ich nur in dich verliebt, als du mir in dem Gasthof gegenüberasdest. Der kleine Schwips, den du hattest, und wie du dann mit deinen Freunden renommiertest. Am liebsten hätte ich dich geküßt.“

„Aber dein Gesicht war verbittert, und du sagtest mir, daß Glück immer eine Selbsttäuschung wäre.“

„Sagte ich das? — Nun ja, wenige Stunden später hattest du mich eines Besseren belehrt. Damals war ich so glücklich, daß ich bereit war, an die ganze Welt zu glauben.“

„Koala Lumpur“, flüsterte ich. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich dieses Wort gehaßt habe.“

„Vergiß es! Heute gibt es kein Wort mehr, das uns trennen könnte.“ Seine Fingerspitzen glitten über mein Gesicht. „Wie oft habe ich mir dein Gesicht vorgestellt, diesen schönen Mund, dein Haar und die tiefgründigen Augen mit den langen Wimpern. Und dann unsere einzige Nacht.“

Er begann leise zu lachen. „Weißt du noch, wie du die Nachttischlampe umgeworfen hast, als ich . . .“

„Ich habe nichts vergessen“, unterbrach ich ihn. „Ich konnte es ja nicht.“

„Was ist eigentlich aus diesem Gaston geworden, dem Jüngling mit der russischen Seele?“

„Du hast ihn geheilt. Ich soll dich von ihm grüßen. Wir müssen ihm einmal schreiben. Gaston war der einzige, der mir nach dieser Affäre mit Pierre Ponteau beigestanden hat.“

„Wir werden ihn einladen, uns zu besuchen.“

„Auf die Insel Manahiki?“

„In unsere Grashütte auf der Insel Manahiki.“ Er küßte mich. „Siehst du den hellen Stern dort über den Palmen? Er ist der Antares. Erheben wir ihn zu unserem Glücksstern, und trinken wir auf sein Wohl.“

Er zauberte Flasche und Glas hervor.

„Was bedeutet Antares?“

„Antares heißt ‚gegen Ares‘. Ares ist der griechische Kriegsgott.“

„Er ist also ein ausgesprochener Pazifist. Wird dir das auf die Dauer nicht zu langweilig?“

„Mit dir kaum.“ Er füllte das Glas und versuchte, es mir an den Mund zu setzen. Ich schüttelte unwillig den Kopf. „So geht das nicht.“ Ich wollte mich aufrichten. „Bleib!“ sagte er, trank und gab mir den Wein mit seinen Lippen. Über diesem Spiel vergaßen wir alles, selbst unseren pazifistischen Glücksstern.

Auf der Rückfahrt erinnerte ich ihn an Tan Tjin. „Du wolltest mir noch erzählen, wie du ihn kennengelernt hast.“

Er seufzte. „Muß das gerade jetzt sein?“

„Bitte, bitte, es interessiert mich so.“

„Nun gut“, sagte er. „Zum erstenmal begegnete ich ihm in seinem Hause in Pinang. Zwei Pflanzer nahmen mich mit. Ich erlebte dort eine regelrechte Orgie mit Whisky, Champagner und Mädchen. Anfangs ging alles gut. Das Zelt, in dem er dieses Fest veranstaltete, war geschmackvoll eingerichtet, und die halbnackten Siamesinnen, die uns bedienten, waren scheu und zurückhaltend. Wir waren fünf Europäer. Tan, der mich im Beginn an einen abgefeimten, aufdringlichen Spielhöllenbesitzer erinnerte, verwandelte sich, sobald sich bei meinen Kollegen die ersten Zeichen

von Trunkenheit bemerkbar machten. Er zog sich zurück und beschränkte sich darauf, uns zu beobachten. Je höher die Wogen der Ausgelassenheit schlugen, um so erstaunlicher veränderte sich sein Gesicht. Es war von einer erschreckenden Starre. Er glich ganz einem der steinernen Buddhas, die chinesische Tempel beherrschen. Ich wurde sehr nüchtern und saß bald genau wie er angewidert vor einem Schauspiel, das mich zutiefst beschämte. Zuletzt stand ich auf, ging zu ihm und stellte ihm eine Frage, die ihn plötzlich in Bewegung brachte. Er klatschte in die Hände, worauf die Siamesinnen, die zugleich mit den Sarongs Scheu und Schamhaftigkeit abgeworfen hatten, verschwanden. Dann verabschiedete er sich von seinen völlig betrunkenen Gästen und verließ höflich und kalt an meiner Seite das Feld einer siegreich geschlagenen Schlacht.“

„Und wie lautete deine Frage?“

„Woran leiden Sie?“

„Hat er sie dir jemals beantwortet?“

„Nein, aber ich kenne ihn jetzt so gut, daß ich sie mir selbst beantworten kann. Er muß von einem Europäer getreten worden sein. Anscheinend kann er diese Erniedrigung nicht vergessen. Unter den Europäern ist er der meistgehaßte Mann Hinterindiens. Die Farbigen dagegen gehen für ihn durchs Feuer, denn er versäumt keine Gelegenheit, ihnen zu helfen. Geschäftlich ist er ein Genie. Für alles, was mit Geld zu tun hat, scheint

er einen sechsten Sinn zu besitzen. Wenn ich heute ein wohlhabender Mann bin, so verdanke ich es nur seinen Ratschlägen. Lächelnd nennt er mir ein Papier. Ich brauche es dann nur zu kaufen, seinen Anruf abzuwarten und es wieder zu verkaufen. Drei Tage später erfahre ich von meiner Bank, daß ich um einige tausend Dollar reicher geworden bin.“

„Und warum tut er das für dich?“

„Wir sind Freunde. Er weiß, daß ich ihn achte, daß ich seine Maske durchschaue. Schon an jenem ersten Abend spürte er, daß ich ihn erkannt hatte. Wir sprechen nie über diese Gefühlsdinge. Er hat eine Art, sich zu rächen, die mir höchste Bewunderung abnötigt. Er beschämt seine Gegner, macht sie hilflos und klein, und wenn Gerüchte behaupten, daß er anderen die Kehle abschnürt, so beweisen sie nur die Dummheit der Menschen. Seinen Landsleuten schenkt er das Geld, Europäern gibt er Kredite, die er schon darum nicht auf Verlustkonto zu buchen braucht, weil er einen unendlich langen Atem hat. Die Gummikrise dauert nur bis zum nächsten Krieg. Kein Krieg läßt so lange auf sich warten, daß Tan die Geduld zu verlieren brauchte. Er liebt es, seine Schuldner zu mahnen. Nicht, weil er das Geld zurückhaben will, sondern weil er neugierig ist, wie sie auf seine abscheuliche Maske, die er sich dann über das Gesicht streift, reagieren. Er mutet ihnen alles zu, schreckt vor nichts zurück, benimmt sich so,

daß die anderen ihn am liebsten ins Gesicht schlagen möchten. Sie können es nicht. Er ist ihr Gläubiger. Sie müssen höflich bleiben, seine Hand schütteln und ihm danken. Das ist seine Rache. Die Orgien, die er in Pinang veranstaltet, scheinen ihn für alles zu entschädigen, was er erlitten hat. Dann sieht er seine Gäste so, wie sie wirklich sind. Erst wirft er sich ihnen zu Füßen, gibt ihnen das Gefühl unbegrenzter Überlegenheit, um sich dann an ihren Niedrigkeiten zu weiden.“

Unwillkürlich schüttelte ich mich. „Ich finde es abscheulich.“

„Er ist ein Asiate und empfindet anders als wir. Außerdem spielt er nur die Rolle des Versuchers. Schlimm genug, wenn Whisky und einige ausgezogene Mädchen genügen, aus Männern, die in diesem Lande die Herren sein wollen, unbeherrschte Trunkenbolde zu machen.“

„Aber so sind doch nicht alle“, rief ich aus.

„Gott sei Dank, nein! So kam mir zu Ohren, daß Suter eine derartige Orgie verließ, bevor sie noch richtig begonnen hatte. Die meisten verlieren leider jede Haltung. Seine Siamesinnen sind das Hübscheste und gleichzeitig das Lasterhafteste, was ich je gesehen habe.“

„Was hast du eigentlich noch gesehen?“

„Seitdem ich dich kenne, nichts. Und vorher . . .“ Das Aufpoltern einer hölzernen Brücke übertönte seine Worte.

„Ich habe dich nicht verstanden.“

„Ich liebe dich.“

„Nein. Du sprachst von vorher.“

„Ich liebte dich immer, selbst als ich dich noch nicht kannte. Denn ich habe immer nach dir gesucht.“

„Weißt du, was ich kürzlich in einem Buch über die Ehe las? Mann und Frau tun sich zum gemeinsamen Leben nur zusammen, damit jeder einen habe, der schuld sei.“

Er lachte. „Nicht schlecht. Der Mann kennt das Leben. Wir können diese Klippe umschiffen, wenn wir von vornherein einen Schuldigen bestimmen. Ich will diese Rolle gern übernehmen.“

„Nein, dann macht es keinen Spaß. Ich will mich doch manchmal mit dir zanken. Um so schöner ist dann die Versöhnung.“

„Du bist ausgesprochen raffiniert.“

Ich fuhr empor. „Sag das noch einmal!“

„Du bist ein kleines, raffiniertes Luder.“

Ich umklammerte seinen Kopf und biß ihn in das Ohrläppchen. Er schrie auf, stoppte den Wagen und hob mich auf seine Arme. Ganz langsam und mit einer unsagbaren Zärtlichkeit drückte er mich an sich. Ich schloß die Augen. Noch hörte ich die ferne Brandung, sein immer heftiger werdendes Atmen, bis alles vom Rauschen meines Blutes übertönt wurde.

*

Als wir Pinang verließen, regnete es. Benommen vom Traum der vergangenen Nacht saß ich neben Peter und überließ mich dem gleichmäßigen Rhythmus der Fahrt. Konrads Wagen folgte uns. Wir hatten verabredet, daß Peter bei der Fabrik warten würde, bis ich mit Konrad gesprochen hätte. Dann wollte er mich nach Seremban bringen. Beim Gedanken an die bevorstehende Unterredung wurde mir das Herz schwer. Ich beschloß, zuerst mit Konrads Mutter zu reden. Sie war der einzige Mensch, der ihm helfen konnte.

Kurz vor Suka Mandi kam ich nochmals auf Tan Tjin zu sprechen und bat Peter, ihm die Verhandlung mit Dagmar zu überlassen. Ich bettelte und beschwor ihn. Er wollte nichts davon wissen. Er habe sie geheiratet und müsse jetzt auch den letzten Schritt tun. Als ich ihm sagte, daß ich Angst hätte, lachte er mich aus. Zuletzt erinnerte ich ihn an den Abend in Paris, an dem Gaston uns in meinem Atelier aufgelauert hatte, und gestand ihm, daß ich dasselbe bange Gefühl hätte wie damals. Sein Gesicht war steinern. Müde ließ ich von ihm ab. Wir trennten uns vor der Fabrik.

Als ich den Garten betrat, begegnete ich Kon-

rads Mutter. Sie hatte einige Blumenzwiebeln gesetzt und begrüßte mich lachend:

„Ich kann dir nicht die Hand geben. Meine Hände sehen aus wie die eines Kulis.“ Dann ließ sie ihre Hände sinken und betrachtete mich besorgt: „Fühlst du dich nicht wohl?“

Ich schüttelte den Kopf. „Ich möchte dich gern sprechen. Wenn möglich sofort, bevor Konrad mich sieht.“

Wir gingen zu dem kleinen Pavillon, wo wir bei schönem Wetter Tee zu trinken pflegten. Kaum hatten wir uns gesetzt, begann ich zu sprechen. Ich erzählte ihr von meiner Liebe zu Peter Mansfield, von der Hoffnung, ihm hier zu begegnen, den Intrigen seiner Frau und unserer gestrigen Begegnung. Still und versonnen hörte sie zu. Ihr Gesicht veränderte sich nicht. Es blieb genau so gütig und verständnisvoll wie immer. „Du Ärmste“, sagte sie, als ich schwieg, „du hast es nicht leicht gehabt.“

„Ich schäme mich so, weil ich Konrad belogen habe.“

Sie lächelte. „Du hast ihn ja nicht belogen. Er hat mir längst gestanden, was du ihm gesagt hast. Er hielt sich selbst für einen Egoisten. Er wußte ja um deine Liebe zu Mansfield.“

„Und wirst du bei ihm bleiben?“

„Natürlich verschiebe ich meine Abreise. Aber ich glaube nicht, daß ihn deine Nachricht umwerfen wird. Er hat immer damit gerechnet. Noch

gestern abend sagte er mir, daß er an die Heirat nicht glaube. Wenn du ihm deine Freundschaft erhältst, wird er sich mit der Zeit mit allem abfinden. Ich kenne ihn gut. Schon als Junge war er so. Mit dem Unabänderlichen fand er sich ab. Dann griff er zu einem Buch oder versenkte sich in eine Arbeit.“ Sie lächelte wehmütig. „Ich kann dich ja so gut verstehen. Mein Sohn ist ein wirklich guter Mensch. Aber wir Frauen wollen ja zuerst den Mann. Der Mensch kommt bei uns immer erst in zweiter Linie.“

Ich fand Konrad in seinem Arbeitszimmer. Sein Gesicht war müde und abgespannt. Er stand auf und begrüßte mich. Als wir uns dann gegenüber-saßen, machte er mir den Vorschlag, die Hochzeit zu verschieben.

„Ich glaube nicht, daß du an meiner Seite glücklich wirst. Du liebst Mansfield, und selbst wenn du ihn vergessen solltest — ich bin nicht der richtige Mann für dich. Das habe ich längst gespürt.“

Seine gepreßte Stimme und der verzweifelte Ausdruck, mit dem er mir ins Gesicht starrte, strafte seine Worte lügen. So mußte ich meine ganze Kraft zusammennehmen, ihm die Wahrheit zu sagen. Als ich ihm gestand, daß Peter und ich heiraten würden, erlosch die Hoffnung in seinen Augen wie eine vom Windzug getroffene Flamme. Der Kopf sank nach vorn, und er saß vor mir wie ein Mensch, dem man das Todes-

urteil gesprochen hat. Mit jeder Minute, die verging, legte das Schweigen sich mir beängstigender auf die Brust. Ich wollte aufspringen, zu ihm gehen und sein trauriges Gesicht streicheln. Ich konnte es nicht. Ich war verdammt, ihn in seinem Leid allein zu lassen. Mit einem Gefühl des Grauens verspürte ich meine innere Leere. Er war mir gleichgültig wie ein Fremder. Alles was er für mich getan hatte, zählte nicht mehr. Jetzt gab es für mich nur noch einen einzigen Menschen, Peter. Ich schalt mich niederträchtig, berechnend und herzlos, brachte aber nicht einmal seinen Namen über die Lippen. Erst als ich draußen die Schritte seiner Mutter hörte, sagte ich leise:

„Bitte, laß uns Freunde bleiben. Und verzeih mir!“

Er richtete sich auf und fuhr mit dem Handrücken über die Stirn.

„Du wirst uns also verlassen?“ sagte er mit tonloser Stimme.

Ich nickte. „Noch heute?“

„Peter wartet auf mich bei der Fabrik.“

Er ging zur Tür. „Ich werde ihn holen. Du kannst inzwischen packen.“

Er blieb stehen. „Hast du schon mit meiner Mutter gesprochen?“

„Ja“, hauchte ich.

Ich atmete auf, als hinter ihm die Tür ins Schloß fiel. Ich ging in mein Zimmer und begann zu packen. Wahllos warf ich, was mir zwischen

die Finger geriet, in die Koffer. Nur fort, das war alles, was ich denken konnte. Einmal steckte Konrads Mutter den Kopf durch den Türspalt.

„War es sehr schwer?“

Ich zog sie herein und barg meinen Kopf an ihrer Schulter. „Ich finde mich entsetzlich“, stöhnte ich.

Sie streichelte mich. „So ist das Leben“, sagte sie tröstend. „Mach dir keine Sorgen. Ich bin ja bei ihm.“

Die beiden Männer standen auf der Veranda und blickten schweigend in den Regen, der fein und gleichmäßig niederrieselte. Sie kamen mir vor wie zwei Fremde, die nur das Wetter unter dasselbe schützende Dach geführt hatte. Ich trat neben Konrad und sagte:

„Ich bin fertig.“ Dann reichte ich ihm meine Hand.

Er ergriff sie, ließ sie aber sofort wieder los und sagte, ohne mich anzusehen: „Ich wünsche dir viel Glück.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nicht so, Konrad. Bitte, laß mich das Gefühl mitnehmen, daß du mir gut bist.“

Peter hatte sich einige Schritte entfernt und kehrte uns den Rücken. Über Konrads Gesicht huschte ein schmerzliches Lächeln. „Ich bin dir gut, Corinna. Es ist nur so schwer.“

„Ich weiß, Konrad.“ Dann hob ich mich auf die Zehenspitzen und küßte ihn auf die Wange. „Bitte, bleib unser Freund!“

„An mir soll es nicht liegen“, sagte er leise.

„Peter!“ rief ich. Er drehte sich um und kam zu uns. „Ich habe Konrad gebeten, unser Freund zu bleiben.“

Anscheinend hatten er und Konrad noch kein Wort gewechselt, denn sie taten, als ob sie sich jetzt zum erstenmal sähen, begrüßten sich mit einem konventionellen Lächeln und reichten sich nicht einmal die Hand.

„Bitte, tut es für mich!“

Peter streckte seine Hand aus, die Konrad sofort ergriff.

„Sie wissen, Suter, daß ich halbe Dinge hasse.“ Er lächelte. „Mir fällt es, nach allem, was geschehen ist, nicht schwer, Ihr Freund zu sein. Etwas anderes ist es bei Ihnen. Ich könnte verstehen, wenn Sie mich zum Teufel wünschten.“

„Wünschte ich Sie zum Teufel, so müßte Corinna Ihnen folgen.“

„Das stimmt“, sagte Peter trocken. „Also bleiben wir auf der Erde und versuchen wir, wirklich Freunde zu werden. Unsere unmittelbare Nachbarschaft wird zum Gelingen dieses löblichen Vorsatzes beitragen.“ Er zeigte hinaus in den Regen. „Trostloses Wetter. Offen gestanden, ich hätte nichts gegen einen kleinen Whisky. Freundschaft will nicht vom Regen begossen werden.“

Wenige Minuten später hielt jeder von uns ein bis zum Rande gefülltes Glas Whisky in der

Hand. „Na also“, lautete der nüchterne Trinkspruch Peters, der sein Glas in einem Zuge leerte und es dann auf den Boden warf. Konrad verschluckte sich, trank aber trotz seines Hustens das Glas aus und folgte seinem Beispiel. Nur ich ließ mir Zeit, überhörte das verächtliche Schnaufen Peters und brachte mich so um das Vergnügen, mein Glas auf den Steinfliesen zerspringen zu sehen. Denn gerade als ich die Hand hob, trat Konrads Mutter auf die Veranda. Ich stellte das Glas, wie es sich gehört, auf den Tisch. Der Gedanke, meinen Geliebten und einen wahren Freund zusammengeführt zu haben, entschädigte mich für meine Enttäuschung.

Wir standen bereits vor Peters Wagen, als Konrads Mutter die Frage aufwarf, warum ich eigentlich Suka Mandi verlasse. Im Grunde genommen könnte ich nirgends besser aufgehoben sein als bei ihr und Konrad. Seremban sei von Tanah Senang doppelt so weit entfernt wie von Suka Mandi. Sie schlug vor, daß ich bei ihnen bleiben sollte. Unwillkürlich atmete ich auf, denn die Vorstellung, die nächsten entscheidungsschweren Tage mutterseelenallein in einer mir völlig fremden Umgebung zu verbringen, hatte mich schon vorher bedrückt. Peter zögerte, willigte aber sofort ein, als Konrad dem Vorschlag seiner Mutter beistimmte. So wurde mein Gepäck vom Hausboy wieder aus dem Wagen geschafft und in den Bungalow zurückgetragen.

Sobald Konrad und seine Mutter sich von Peter verabschiedet hatten, setzte ich mich neben ihn. Inständig flehte ich ihn an, die Ruhe zu behalten und vorsichtig zu sein.

„Versprich mir“, sagte ich, „daß du nichts zu dir nehmen wirst, so lange sie noch im Hause ist. Vergiß nicht, daß sie dich schon einmal vergiftet hat.“

Über sein Gesicht, das wie immer, wenn von seiner Frau die Rede war, maskenhaft wurde, zog ein nachsichtiges Lächeln.

„Ich kenne sie viel zu gut“, erwiderte er. „Bitte, mach dir keine Sorgen. Ich komme noch heute abend und erzähle dir alles.“

„Und was geschieht, wenn sie sich weigert, dich freizugeben?“

„Ich habe das Geständnis meines Schreibers. Mit ihm kann ich sie ins Gefängnis bringen.“ Er zog mich an sich. „Komm, sei vernünftig, Corinna! Glaube mir, jetzt kann uns nichts mehr passieren.“ Er küßte mich.

„Und wann kommst du?“

Er blickte auf seine Uhr. „Spätestens um acht.“ Er ließ den Motor an. „Du mußt jetzt aussteigen.“

„Bitte, sei vorsichtig“, das war alles, was ich sagen konnte. Als ich durch den Garten zurück zum Bungalow ging, war mir, als hätte ich ihn soeben zum zweitenmal verloren.

Wie oft ich an diesem Abend auf meine Uhr gesehen habe, weiß ich nicht mehr. Vergebens ver-

suchte ich mir die Begegnung zwischen ihm und seiner Frau vorzustellen. Dagmar Mansfield hatte für mich kein Gesicht mehr. Ich sah ihre Gestalt, aber an Stelle des Kopfes erblickte ich eine wild verzerrte Fratze. Neben ihrem abscheulichen Grinsen verblaßte das spöttische Lächeln Peters und wurde zu einem hilflos ängstlichen Ausdruck.

Konrads Mutter schien meine Unruhe zu spüren, denn während sie mir mit einer Näharbeit gegenüber saß, fühlte ich deutlich ihre besorgten Blicke. Zum Schein schlug ich dann eine Seite meines Buches um, las auch einige Sätze, ohne daß mir ihr Sinn klar geworden wäre. In Wirklichkeit verfolgte ich nur das Vorrücken des Uhrzeigers.

Beim Essen würgte ich einige Bissen hinunter, beteiligte mich auch an der Unterhaltung, mein Herz aber und meine Sinne lauschten hinaus in das Dunkel der Nacht. Konrad hielt sich bewunderungswürdig. Nur seinem Gesicht konnte man entnehmen, daß er die Enttäuschung seines Lebens erfahren hatte. Immer wieder verloren sich seine schmerzerfüllten Blicke im Leeren, bis ein Wort seiner Mutter sie wieder zurückrief. Beide wußten, daß ich Peter erwartete. So wunderten sie sich nicht, als ich meinen Regenmantel ergriff und das Haus verließ. Es war wenige Minuten vor acht.

Der feine Regen, der mir ins Gesicht sprühte,

tat mir wohl. Langsam ging ich den Garten hinunter und lief die Straße entlang, die nach Tanah Senang führte. Beim Abladeschuppen blieb ich stehen und wartete. Meine Angst wuchs von Minute zu Minute. Ich erinnerte mich Peters Erzählung, sah, wie Dagmar Mansfield eine Pistole zückte, sie diesmal aber nicht auf sich selbst, sondern auf Peter richtete. Diese Vision war so eindringlich, daß ich mich, ohne es zu wollen, in Bewegung setzte und weiterlief. Meine Schritte wurden schneller und schneller, und zuletzt rannte ich, von einer unvorstellbaren Angst gehetzt, die Straße hinunter. Ich kam erst zu mir, als ich hinter einer Biegung einen fernen Lichtschein sah.

Peter, war mein erster Gedanke. Ich blieb stehen. Kein Motorengeräusch bestätigte meine Vermutung. Die Lichter bewegten sich nicht vorwärts. So setzte ich meinen Weg fort, zögernd anfangs, dann hastiger, denn eine innere Stimme sagte mir, daß die beiden Scheinwerfer zu Peters Wagen gehörten. Deutlich sah ich, wie sich vor ihnen ein Schatten bewegte, der sich mir, je näher ich kam, groß und unheimlich auf der lichtgebildeten Straße entgegenstreckte. Und dann rannte ich laut rufend und mit ausgestreckten Armen vorwärts. Ein letzter erlösender Aufschrei, und ich war geborgen. Mein Kopf ruhte an Peters Brust.

Wie einem Kinde redete er mir zu, und wie ein Kind lag ich schluchzend in seinen Armen. „Ich

hatte ja solche Angst“, das war alles, was ich sagen konnte.

„Du dummes kleines Mädchen“, sagte er zärtlich, schob mich zurück und sah mich lächelnd an. „Mir kann doch gar nichts mehr passieren, seitdem ich dich habe.“

Er küßte mir die Tränen von den Augen und zeigte auf ein abmontiertes Rad.

„Eine Reifenpanne hat mich aufgehalten.“

„Und deine Frau?“

„Das ist alles in Ordnung. Ich erzähle es dir, sobald ich das Rad eingesetzt habe.“

Während er das Reserverad festschraubte, hockte ich neben ihm, hielt die Taschenlampe und beleuchtete abwechselnd seine Hände und sein Gesicht. Er schimpfte und wollte mir die Lampe wegnehmen. Ich bat ihn, mir dieses Spiel nicht zu verderben.

„Seit einer Stunde sterbe ich vor Angst, und jetzt wirst du böse, wenn ich dein Gesicht suche. Ich sah nur noch die grausamen Augen dieser Frau, die deinen waren völlig verblaßt.“

„Vergiß alles!“ sagte er. „Du wirst sie nie wiedersehen.“

Dann sprang er auf, warf das andere Rad hinten in den Wagen und löste den Wagenheber. Gleich darauf fuhren wir langsam auf Suka Mandi zu.

„Es war alles viel einfacher als ich dachte“, begann er seine Erzählung. „Anscheinend war sie

auf eine Katastrophe vorbereitet. Vielleicht hat das plötzliche Verschwinden meines Schreibers Jussup sie gewarnt. Sie erwartete mich in ihrem Zimmer. Ich machte nicht viel Worte; ich forderte sie nur auf, mir die Briefe zurückzugeben. Sie versuchte nicht einmal die Tatsache der Unterschlagung zu leugnen. Sie antwortete nur, daß sie alle verbrannt hätte. Dann zog ich das Geständnis des Schreibers aus der Tasche, las es ihr vor und fragte sie, ob sie dazu noch etwas zu bemerken habe. Sie schüttelte den Kopf. Sie sah aus wie eine Leiche. Ihr Gesicht war kalkweiß, und ich fürchtete die ganze Zeit, daß sie in Ohnmacht fallen würde. Einmal stöhnte sie auf. Ich bin überzeugt, daß sie zum erstenmal in ihrem Leben kein Theater spielte. Sie war wirklich verzweifelt. Dann sagte ich ihr, daß ich sie mit diesem Papier ins Gefängnis bringen könne, und kam auf die Scheidung zu sprechen. Ich eröffnete ihr, daß ich schon morgen nach Koala Lumpur zum Anwalt fahren würde, um die erforderlichen Schritte einzuleiten. Sie schien mich nicht zu hören. Erst als ich sie aufforderte, mein Haus zu verlassen, kam Leben in ihr Gesicht. Sie fragte mich, ob ich dich heiraten wolle. Ich gab ihr keine Antwort, verließ das Zimmer und ging in mein Büro. Wenige Minuten später stand sie vor mir, reichte mir die Hand und wollte sich verabschieden. Ich warf ihr ein kurzes ‚Lebe wohl‘ zu und atmete auf, als die Tür sich hinter ihr schloß.“

Er stoppte den Wagen vor Konrads Bungalow.
Peter schloß seinen Bericht:

„Noch glaubte ich nicht, daß sie tatsächlich gehen würde. Bis ich dann ihren Wagen hörte und gleich darauf feststellte, daß sie einen Teil ihrer Garderobe und ihren Schmuck mitgenommen hatte. Auf dem Tisch lag ein Brief. Ich habe ihn zerrissen. Nur die Adresse in Singapore, an die ich ihre Sachen schicken soll, habe ich mir gemerkt. Das ist alles.“ Er atmete tief auf. „Ich bin frei, endlich bin ich frei.“

„O Gott“, flüsterte ich, „ich kann es kaum glauben. Plötzlich sah ich wieder ihr anderes Gesicht vor mir, dieses Engelsgesicht, mit dem sie alle Menschen rührte, und sie tat mir leid. Hatte sie doch alles verloren. Kein Mensch blieb ihr, der sie liebte.“

„Und wo geht sie jetzt hin?“

„Ich weiß es nicht“, sagte er gleichgültig. „Sie hat Geld. Vielleicht geht sie zu ihrer Mutter. Sie ist der einzige Mensch, der ihr gewachsen ist. Richtig, kurz bevor ich Tanah Senang verließ, rief Tan an. Er stellte mir dieselbe Frage wie du. Wir sollen ihn so bald wie möglich besuchen.“

„Kommst du noch mit zu Suters?“

„Ich wollte morgen früh um fünf fort. Dann bin ich um acht in Koala Lumpur und kann mittags wieder zurück sein.“

Er nahm die Taschenlampe und strahlte mein Gesicht an. „Außerdem siehst du aus wie der

Tod. Du mußt jetzt gleich ins Bett. Dieser Tag war ereignisreicher als ein ganzes Jahr. Die letzte Nacht hast du auch kaum geschlafen.“

Ich widersprach: „Die letzte Nacht habe ich geschlafen und herrlich geträumt.“

Er küßte mich. „Vielleicht hat der Traum eine Fortsetzung“, sagte er lächelnd, „versuche sie zu finden!“ Dann begleitete er mich bis vor das Haus und versprach mir, sich zu melden, sobald er aus Koala Lumpur zurück wäre.

In dieser Nacht hatte ich einen schrecklichen Traum. Ich saß in einem Zimmer, dessen ganze Atmosphäre mich beunruhigte. Ich wartete auf Peter. Ich wußte, daß wir verheiratet waren, daß ich mich um das Essen kümmern mußte, weil er jeden Augenblick aus der Pflanzung kommen würde. Dennoch konnte ich mich nicht bewegen. Wie gebannt starrte ich auf ein großes Bild, das mir gegenüber an der Wand hing. Es war ein Porträt Dagmar Mansfields. Ich wollte fortsehen, denn schon ahnte ich, daß mit diesem Bild ein entsetzliches Geheimnis verbunden war. Ich vermochte es nicht. Und dann begann das Gesicht zu leben. Zuerst waren es nur die Augäpfel, die sich fast unmerklich hin und her drehten, aber schon verzog sich der Mund, und gleich darauf blickte ich voller Grauen in eine Fratze, die nichts Menschenähnliches mehr hatte. Der geifernde Mund öffnete sich zu einem schrillen Lachen, das mir durch und durch ging, und plötzlich bewegte

sich das Scheusal durch die Luft auf mich zu. Es kam immer näher. Schon berührten die krallenbewaffneten Klauen meinen Hals, da endlich konnte ich schreien. Von diesem Schreien erwachte ich.

Lange lag ich wach. Alle beängstigenden Vorstellungen, die Peters Erzählung zerstreut hatte, stürmten wieder auf mich ein. Der widerspruchslöse Abschied seiner Frau erschien mir jetzt beunruhigender, als wenn sie ihm eine Szene gemacht hätte. Ich war überzeugt, daß sich dahinter eine Teufelei verbarg, und ich beschloß, Peter gleich morgen zu warnen. Dann stellte ich mir sein Gesicht vor, erlebte nochmals die gestrige Nacht und legte mich auf die Seite. Ich hörte das gleichmäßige Fallen des Regens und glitt unter seiner einschläfernden Melodie hinüber ins Bewußtlose.

Am nächsten Morgen weckte mich strahlende Sonne. Ich blickte auf meine Uhr und stellte fest, daß Peter bereits in Koala Lumpur sein mußte. Wenige Stunden noch — und wir waren bereits vereint. Wie konnte ich diesen herrlichen Vormittag besser ausfüllen als mit Zeichnen. Gleich nach dem Frühstück ging ich hinunter zum Kampong und suchte mir ein Modell, das ich schon lange im Auge hatte, einen alten Malaien, dessen Gesicht, von tausend Runzeln durchzogen, mehr dem einer Mumie als dem eines lebendigen Menschen glich. Ich bat ihn, sich recht festlich her-

auszuputzen, und als er schließlich angetan mit Kopftuch und buntfarbenem Sarong vor mir hockte, erschien er mir ganz wie ein zum Leben erwachter Urahn seiner Rasse.

Ich strichelte begeistert drauf los und schrak erst empor, als der Schatten eines Mannes über meinen Block fiel. Ein Tamile stand neben mir. Wortlos überreichte er mir einen Umschlag. Ich riß ihn auf und las:

„Liebste! Ein Unglück in der Fabrik verhinderte meine Fahrt nach Koala Lumpur. Bitte komm! Ich erwarte Dich in meinem Bungalow um zwölf. Falls Suter Dir nicht seinen Wagen gibt, komm mit dem Postauto. In Liebe, Peter.“

Diesen Brief las ich zweimal. Dann fragte ich den Tamilen, wann der Tuwan ihm den Brief gegeben hätte.

„Er ist taubstumm“, sagte der Malaie.

„Kennst du ihn denn?“

Der Alte nickte. „Er lebt auf Tanah Senang und hilft im Garten des Tuwans.“

Ich war beruhigt, verpflichtete mein Modell auf eine Sitzung für den kommenden Tag und machte mich auf die Suche nach Konrad. Kulis sagten mir, daß er in die Pflanzung gegangen wäre. Wollte ich pünktlich sein, durfte ich keine Zeit versäumen. Ich lief zur Fabrik und erwischte das Postauto im letzten Moment. Der chinesische Fahrer und sein Begleiter rückten zusammen. Wenige Minuten später lag Suka Mandi hinter mir.

Denke ich heute an das zurück, was mich auf Tanah Senang erwartete, so zittern mir die Hände. Am liebsten möchte ich die Feder fortwerfen. Denn das Heraufbeschwören der furchtbarsten Stunde meines Lebens erscheint mir wie ein nochmaliges Hineintauchen in den Krater letzter tierischer Angst. Aber dieses Erlebnis ist das Entscheidende meiner Geschichte. Erst ihm verdanke ich das Glück meines Lebens, die endliche Vereinigung mit dem Mann, für den ich das alles aufgeschrieben habe.

Der Lastwagen stoppte vor der Fabrik. Es war wenige Minuten vor zwölf. Ich sprang hinunter und ging zu dem hinter terrassenförmig angelegten Saatbeeten versteckten Bungalow Peters. Einige alte Frauen hockten zwischen den jungen Rubberpflänzchen, unterbrachen ihre Arbeit und blickten mir nach. Der Weg machte eine Krümmung, ich überquerte eine hölzerne Brücke und stand gleich darauf auf der Straße, die unmittelbar am Garten des Bungalows vorbeiführte.

Ich blickte hinauf zu der steinernen Veranda. Warum erwartete er mich nicht? Enttäuscht ging ich weiter. Das Haus schien ausgestorben, die hohe Glastür war verschlossen. So folgte ich dem Wege, der um das Haus herumführte. Auch in den Nebengebäuden, in denen Küche und Vorratsräume lagen, konnte ich keine Menschenseele entdecken. Nur ein Papagei begrüßte mich mit heiserem Krächzen. Er hockte auf einer Stange

neben der Küche, schlug mit den Flügeln und stieß seinen mit einem gelben Federhäubchen geschmückten Kopf ruckartig vor und zurück.

In diesem Augenblick sah ich eine halboffene Tür, die in den Bungalow führte. Ich stieß sie auf und blieb stehen. Meine Augen mußten sich erst an das Halbdunkel gewöhnen. Anscheinend waren die Fensterblenden des großen Zimmers, in dessen Mitte ein ovaler Tisch und vier Stühle standen, geschlossen. Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Bis auf das gleichmäßige metallene Ticken einer Uhr konnte ich nichts hören, und plötzlich bekam ich Angst. Diese Ausgestorbenheit erschien mir unheimlich. Wo waren die Boys, Gärtner und andern Bedienten? Wo war Peter? Er wußte doch, daß ich kam. Ich schloß die Augen und erlebte den Traum der vergangenen Nacht. Ich schüttelte mich, trat zurück und erstarrte.

Hatte ich nicht soeben hinter mir ein leises Lachen gehört? Meine Muskeln spannten sich. So stand ich, ohne mich zu bewegen, und fühlte genau, wie das Unheimliche in meinem Rücken näher und näher kam. Es war weder Mensch noch Tier. Es war eine Bedrohung, die kein vorstellbares Gesicht hatte, die mich, wenn ich mich umdrehte, — das glaubte ich genau zu spüren — tödlich erschrecken würde. Der Papagei war längst verstummt. Ich vernahm nur das Ticken der Uhr und das laute Pochen meines Herzens. Ich öffnete den Mund. Ich wollte schreien, Peters

Namen rufen, statt dessen entrang sich mir nur ein ohnmächtiges Stöhnen. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Sie durchfuhr mich wie die Spitze einer Nadel: ein grauenhaftes, schrilles Gelächter brach auf, in dem alles lag, was Bosheit seit Menschengedenken erdacht und erfunden hat. Nicht mein Hirn, die Anspannung meiner Glieder ließ mich herumfahren. Vor mir stand Dagmar Mansfield.

Zum erstenmal sah ich ihr wirkliches Gesicht. Es war so erschreckend, daß die Mündung der Pistole neben ihm harmlos erschien. Ihre Augen sprühten Haß, und der zusammengekniffene Mund war wie ein Verschuß, hinter dem Gift und Galle kochten. Mit vorgestrecktem Kopf starrte sie mich an. Die Pistole zielte auf mein Gesicht. Deutlich sah ich die weißen Knöchel ihrer Hand, den großen Ring mit dem blauen, von Brillanten gerahmten Saphir. Ich sah ihr Haar, eine goldene Strähne, die sich wie eine Schlange über ihre Stirn ringelte, ja, ich entdeckte sogar einen kleinen Leberfleck auf ihrem Hals. Trotz meines namenlosen Entsetzens war ich noch in der Lage, mich über meine Reaktion zu verwundern, denn daß ich jetzt zum Tode verurteilt war, wußte ich. Nichts konnte mich retten.

„Gehen Sie hinein!“ zischte sie mich an.

Ich zögerte.

„Gehen Sie hinein, oder ich schieße mitten hinein in . . . dein schönes, klares Gesicht.“

Sie hatte die Stimme Peters nachgemacht. Anscheinend stammten die letzten Worte aus einem seiner Briefe.

Ich gehorchte wortlos. Rückwärts tastete ich mich in den Raum.

„Stellen Sie sich dort an die Wand!“

Ohne mich aus den Augen zu lassen, schloß sie die Tür und drehte gleichzeitig das elektrische Licht an. Die große Lampe über dem Tisch flammte auf. Dann kam Dagmar auf mich zu und sah mich an. Ihre weitgeöffneten Augen waren von eisiger Kälte.

„Dein schöner Mund, die wunderbaren Augen mit den langen Wimpern und dein herrlicher Körper“, zitierte sie wie aus einem Gedicht. Dann richtete sie sich blitzschnell auf und spie mir ins Gesicht.

„Du Hure!“

Ich wollte mich auf sie stürzen. Der Lauf der Pistole richtete sich blitzschnell auf mich und zwang mich wieder an die Wand.

„Geliebte Corinna“, flüsterte sie dann mit einem fast hingebungsvollen Lächeln. Ganz dicht schob sie sich auf mich zu. Fast berührte sie mich.

„Geliebte Corinna.“

Gleich darauf fühlte ich ihre Hand am Ausschnitt meines Kleides, ein harter Ruck, und die Seide zerriß.

Ganz von selbst schlug meine Hand zu, mitten hinein in dieses entsetzliche Gesicht. Während sie

zurücksprang, stieß wie der Kopf einer Schlange die Pistolenmündung wieder vor und machte mich wehrlos.

Jetzt glich Dagmar ganz einer Wahnsinnigen. Ihr Gesicht war wie das meines Traumungeheuers. Verzerrt bis zur Unkenntlichkeit. Die Pistole in ihrer Hand zitterte.

„Schießen Sie doch endlich“, schrie ich auf.

Ihre Antwort war ein schrilles Gelächter. Ich wollte mich auf sie stürzen und konnte es nicht, wollte rufen und schreien, kein Laut kam über meine Lippen. Grauen und Ekel krochen über meinen Körper und ließen mich erstarren.

Sie wandte sich zu dem großen Büfett, das die Hälfte der Wand einnahm, und ergriff eine Flasche.

„So einfach will ich es dir nicht machen“, sagte sie kichernd. „Hier habe ich ein kleines Andenken für dich, eine lebenslängliche Erinnerung.“ Die verkorkte Flasche in der Hand, näherte sie sich mir.

„Möchtest du wissen, was das ist?“ Sie brach in ein wildes Gelächter aus. „Ein Schönheitsmittelchen für deinen Teint, für diese wundervolle Haut, mit der du mir meinen Mann gestohlen hast, du reizendes Täubchen.“ Sie führte die Flasche an den Mund, entkorkte sie mit den Zähnen und hielt sie mir entgegen.

Ich starrte auf den Rauch, der aus dem Flaschenhals dünn und blaß emporkräuselte, und nahm deutlich den durchdringenden Geruch einer

Säure wahr. Endlich begriff ich, was sie vorhatte. Warum hatte ich mich nicht auf sie gestürzt, solange mich nur die Pistole bedrohte! Was bedeutete der Tod neben dem, was mich jetzt erwartete. Ich fühlte, wie meine Kräfte mich verließen, wie alles um mich sich drehte. Ich lehnte mich gegen die Wand und begann zu wimmern.

Über Dagmars Gesicht zog ein selbstgefälliges Lächeln. „Siehst du, jetzt bekommst du Angst. Aber ich habe dich gewarnt. Ich habe dir gesagt, daß du Peter aus dem Wege gehen sollst. Du hast es mir sogar versprochen. Dann aber bist du . . .“

Sie zuckte zusammen. Auch ich hatte ein Geräusch gehört, eigentlich nur die Ahnung eines Geräusches. Mit gerunzelter Stirn horchte sie hinaus. Und jetzt hörte ich es deutlich, ein leises Gleiten, das aus dem Nebenzimmer zu kommen schien. Ihre Augen weiteten sich. Sie trat dicht auf mich zu.

„Mach dir keine Hoffnung“, flüsterte sie heiser und holte aus. Ihr Arm fuhr empor. Aber noch bevor die Flasche mein Gesicht erreicht hatte, schlug ich ihr mit voller Kraft von unten die Faust gegen das Gelenk. Die Flasche traf das Büfett, und gleichzeitig mit ihrem Splittern wurde eine Tür aufgerissen. In der Tür stand ein Chineser. In seiner ausgestreckten Hand hielt er eine Pistole.

Wahrscheinlich wäre ich zusammengebrochen, wenn Dagmar nicht so entsetzlich geschrien hätte. Sie schrie wie eine Wahnsinnige. Der Chineser,

der auf sie zugesprungen war, blieb stehen. Anscheinend fühlte auch er sich diesem hemmungslosen Schreien nicht gewachsen. Er stand da, blickte von ihr zu mir und zog ein Gesicht, als hätte er auf roten Pfeffer gebissen.

„Nehmen Sie ihr die Pistole weg“, rief ich.

Meine Stimme wirkte auf Dagmar wie ein Peitschenschlag. Sie fuhr herum und blickte mich an. Blitzschnell hob sie die Pistole und drückte ab. Ich fühlte einen harten Schlag gegen meine Schulter, sah, wie der Chinese sich auf Dagmar stürzte, und verlor das Bewußtsein.

Es war ein unendlich langer Weg, den ich zurücklegen mußte, bis ich dort, wo das Wahrnehmungsvermögen beginnt, angelangt war. Schatten und Licht wechselten ab in unheimlich schneller Folge, eine dunkle Mauer, der Sturz in einen gähenden Abgrund, aus dem ich emporgerissen wurde durch ein verzweifelter Schreien, erst dann öffnete ich meine Augen. Ich lag auf einem Bett und sah gegen eine weißgetünchte Zimmerdecke. In meiner Schulter verspürte ich einen stechenden Schmerz. Das Schreien, grell und durchbohrend, hatte ich nicht geträumt. Es kam aus einem der angrenzenden Räume.

Ich wollte mich aufrichten und stellte fest, daß ich meinen linken Arm nicht bewegen konnte. Ich drehte den Kopf. Ein Nachttisch, an der Wand eine Kommode und neben dem Bett ein Stuhl, über dem ein blutiges Handtuch lag. Meine

rechte Hand tastete nach der schmerzenden Stelle. Sie berührte einen unförmigen Verband. Erst in diesem Augenblick begriff ich, daß ich verwundet war. Gleich darauf zog vor meinem Innern nochmals die grausige Begegnung mit Dagmar Mansfield vorbei, nur daß die Geschehnisse sich jetzt von rückwärts nach vorn abrollten. Ich sah die auf mich gerichtete Pistole, hörte den Schuß und erlebte den Sprung, mit dem der Chinese sich auf Dagmar stürzte. Erst dann folgte das andere. Über allem aber stand dieses anhaltende Schreien, das mich auf grausame Weise immer noch mit dem Entsetzlichen verband. Ich schloß die Augen, bewegte meinen Kopf hin und her und begann zu wimmern, immer lauter und lauter. Ich wurde erst still, als sich die Tür öffnete.

Mein Blick traf auf den Chinesen, dem ich mein Leben verdankte. Erst jetzt sah ich, wie unheimlich sein Gesicht war. Eine lange, tiefrote Narbe zog sich vom linken Auge bis hinunter zum rechten Mundwinkel. Sie zerschnitt jede Symmetrie und verlieh ihm das Aussehen eines Teufels. Um so erstaunlicher war seine Stimme. Sanft singend fragte er, wie es mir gehe. „Danke“, sagte ich leise, „es geht mir gut.“

„Der Arzt ist bereits benachrichtigt. Ich habe Sie verbunden, so gut ich es konnte.“ Er war an mein Bett getreten und kniete nieder. „Auch Mister Tan ist benachrichtigt. Er wird in wenigen Stunden eintreffen.“ Der Arzt, Tan — ich

mußte mich erst besinnen. O Gott, den Menschen, den ich über alles liebte, hatte ich vergessen.

„Und Herr Mansfield?“ fragte ich.

„Ich habe Koala Lumpur angemeldet. Das Gespräch ist noch nicht durchgekommen. Darf ich etwas für Sie tun?“ Er stand auf. „Vielleicht stört Sie das Licht?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Warum schreit sie denn immer noch?“ stöhnte ich auf.

„Sie ist wahnsinnig geworden“, sagte er mit bedauerndem Lächeln. „Ich mußte sie fesseln. Sie benimmt sich wie ein wildes Tier.“ Er hielt seine verbundene Hand in die Höhe. „Sie hat mich gebissen.“ Ich fühlte, wie mir übel wurde und schloß die Augen.

Der Chinese berichtete weiter: „Ich habe bereits einen Wagen bestellt. In Koala Lumpur gibt es ein Haus, in dem man für sie sorgen wird. Meine Schwester, die gleichfalls vom Dämon besessen ist, fühlt sich dort sehr wohl. Ich habe sie verschiedene Male besucht. Früher hat sie tagelang geschrien. Jetzt lächelt sie nur noch. Sie ist wie ein kleines Kind und wird nur böse, wenn man ihr die Puppen wegnimmt.“ Er ging zum Fenster. „Ich werde doch die Läden schließen. Vielleicht können Sie dann schlafen.“

Ich hörte das Klappen des Fensters. Dann wurde es dunkel und still. Anscheinend hatte er das Zimmer verlassen. Peter, dachte ich, wenn ich

wenigstens deine Hand in der meinen halten könnte. Nie bist du da, wenn ich dich brauche...

Als ich abermals aufwachte, stand Peter vor meinem Bett. Er beugte sich über mich und flüsterte meinen Namen. „Nicht sprechen, Liebste! Du mußt jetzt ganz ruhig liegen bleiben.“

Ich schloß die Augen, fühlte seinen Mund auf meinen Lippen und tastete nach seiner Hand. „Du darfst mich nie mehr allein lassen“, sagte ich leise. Dann legte ich seine Hand auf mein Herz. Jetzt war alles gut. Nichts konnte mir mehr geschehen. Wenige Minuten später kam der Arzt. Er untersuchte meine Wunde. Die Kugel war unterhalb des Schulterbeins eingedrungen und steckengeblieben. Die Einlieferung in ein Krankenhaus war unumgänglich. Ich hörte, wie er Peter ein Krankenhaus in Koala Lumpur vorschlug.

„Bitte nicht nach Koala Lumpur“, rief ich dazwischen.

Der Arzt wollte mich beschwichtigen und mir klarmachen, daß ich nirgends so gut aufgehoben wäre wie dort. Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte dieses entsetzliche Wort nicht mehr hören. Es hatte mir nur Unglück gebracht. Außerdem jagte mir die Vorstellung, in derselben Stadt zu liegen, in der künftig die wahnsinnige Dagmar leben würde, einen Schauer über den Rücken. Ich atmete auf, als Peter den Arzt unterbrach und ihm sagte, daß er mich nach Seremban bringen würde.

Kurz bevor man mich auf hochgetürmten Kissen in Peters Wagen bettete, erschien Tan Tjin. Er trat neben mich und drohte mir kopfschüttelnd mit dem Finger. Zum erstenmal nannte er mich beim Vornamen.

„Was machen Sie für Dummheiten, Corinna? Man muß auf Sie aufpassen wie auf ein kleines Kind.“ Dann drückte er mir einen Gegenstand in die Hand. „Halten Sie das fest, wenn Sie Schmerzen haben oder wenn böse Träume kommen. Es wird Sie ruhig machen.“

Es war eine kleine Jadefigur, ein dickbäuchiger, grinsender Buddha. Sein Gesicht ähnelte dem Tans. Kühl und fest ruhte er in meiner Hand. Doch war Tan, als ich mich bedanken wollte, verschwunden.

Auf der Fahrt bekam ich Fieber. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als würde ich in eine blendende Helligkeit gestoßen. Sie versetzte mich in einen Zustand äußerster Empfindlichkeit. Ich registierte die Erlebnisse der letzten Tage mit der Folgerichtigkeit eines Automaten und redete wie ein Grammophon. Vergebens versuchte Peter, mich zu beruhigen. Ich gab keine Ruhe, bis er mir alle Fragen beantwortet hatte.

„Was ist mit Dagmar geschehen?“

„Sie ist irrsinnig geworden. Man hat sie nach Koala Lumpur geschafft.“

„Was war in dieser furchtbaren Flasche?“ Er schwieg.

„Ich muß es wissen“, schrie ich.

„Salzsäure.“

„Wer war der Chinese?“

„Der Agent Tan Tjins, Ma Tong. Tan hatte ihm aufgetragen, Dagmar zu überwachen. Er hat sie beobachtet und ist ihr gefolgt von dem Augenblick an, als sie Tanah Senang verließ. Sie fuhr nicht nach Singapore. Sie begab sich nach Seremban und mietete sich dort in einem Hotel ein. Am nächsten Morgen stellte Ma Tong fest, daß sie verschwunden war. Mit Sonnenaufgang hatte sie Seremban verlassen. Er setzte sich sofort telefonisch mit Tan in Verbindung, der ihm befahl, schnellstens nach Suka Mandi zu fahren und dich nicht aus den Augen zu lassen. Auf Suka Mandi hörte er dann, daß du mit dem Postauto mitgefahren warst. Wie der Teufel jagte er nach Tanah Senang und kam gerade noch zur Zeit, dich zu retten.“

„Und deine Bedienten, der Boy, die Gärtner?“

„Sie hat sie fortgeschickt. Sie wußten ja nicht, daß ich ihr das Haus verboten hatte.“

Ich stöhnte auf. „Es geschah nur, weil deine Briefe mich nie erreichten. Sie fälschte die Nachricht, in der du mir mitteiltest, daß du infolge eines Unglücks nicht nach Koala Lumpur gefahren wärest und mich zu Hause erwartetest.“

Er beschwor mich zu schweigen. Aber ich redete weiter, stellte ihm Fragen, die er mir längst beantwortet hatte, verirrte mich in dem Gestrüpp

der verwirrenden Geschehnisse und begann zu phantasieren. Das letzte, dessen ich mich erinnerte, war sein angstvolles Gesicht, das sich über mich neigte.

Ich wurde noch am selben Tage operiert. Man entfernte die Kugel, die den Lungenflügel doch nicht, wie man anfangs gefürchtet, verletzt hatte. Peter wich nicht von meiner Seite. Die Buddhafigur Tans brauchte ich nicht. Überfielen mich Schmerzen oder quälende Träume, so spürte ich Peters Hand. Sie machte mich ruhig.

Sobald es mir besser ging, besuchten mich Konrad und seine Mutter. Konrad sprach kaum. Er sah mich an wie ein Wunder. Anscheinend hatte Peter ihm alles erzählt, denn als er sich verabschiedete, sagte er wehmütig lächelnd: „Jetzt kommt dein großes Glück. Ich weiß, daß du am Ende deiner Prüfungen angelangt bist.“

Er behielt recht. Wenige Tage bevor ich das Krankenhaus verließ, wurde die Ehe zwischen Dagmar und Peter Mansfield geschieden. So schnell war in Malakka noch keine Ehescheidung ausgesprochen worden. Hauptzeuge war Ma Tong.

Unsere Hochzeit feierten wir in Pinang bei Tan Tjin. Es war wie bei meinem ersten Besuch mit Konrad. Die Siamesinnen zelebrierten mir zu Ehren einen uralten Hochzeitstanz, und die Katzenmusik begleitete Tans Trinksprüche. Und doch war alles ganz anders. Peter saß neben mir. Ich brauchte nur meine Hand zu bewegen, dann

traf sie die seine, und hob ich meinen Blick, so begegnete ich seinen Augen. Sie lächelten genau so spöttisch wie damals in Frankreich, in ihrer Tiefe aber fand ich die ganze Innigkeit seiner Liebe.

Inzwischen habe ich auch die Südseeinsel Manahiki kennengelernt. Ich war enttäuscht. Wellblechbaracken, schmutzige Eingeborene und einige meistens betrunkene Europäer. Schön war nur das weite Meer, an dessen Ufer Peter und ich unser Zelt aufgeschlagen hatten. Dort saßen wir Abend für Abend, hörten den weit ausholenden Atem der Wellen und ließen uns von dem in Palmenblättern flüsternden Wind unterhalten. Manchmal legte er dann seinen Kopf in meinen Schoß und begann aus seinem früheren Leben zu erzählen. Ich hörte zu, streichelte sein Haar und freute mich, wenn mir seine Worte bestätigten, was ich längst wußte. Drei Wochen waren wir erst verheiratet, und doch kannte ich ihn, als ob ich mein ganzes Leben mit ihm verbracht hätte.

Später gingen wir zu den fünf Männern, die auf einer Veranda zusammenhockten, tranken und uns bereits sehnsüchtig erwarteten. Mit verzweifelten Augen starrten sie mich an. Wahrscheinlich hätte ich Angst gehabt, wenn Peter nicht bei mir gewesen wäre. Jetzt zeigte er sich von einer ganz anderen Seite. Er trank den Whisky wie Wasser hinunter, erzählte Geschichten, bei denen selbst der inzwischen aufgekommene

Mond zu grinsen schien, und stand erst auf, als die anderen glasige Augen bekamen.

Den ganzen Weg zurück zum Zelt trug er mich auf den Armen. So sehr ich auch zappelte und um mich schlug, er marschierte geradewegs hinein in das Wasser und warf mich zuletzt wie einen gefangenen Fisch, der die Mühe nicht lohnt, in die Wellen. Was machte es schon, meine weißen Shorts und das Blüschen trocknete am nächsten Tag die Sonne in einer Viertelstunde. Dann fing er mich wieder ein, zog mich aus und gebärdete sich wie ein Wassermann, dem eine besonders hübsche Meerjungfrau zwischen die Flossen geraten ist. Müde und glücklich lagen wir später auf unserem breiten Lager und ließen uns vom Rauschen der Wellen in den Schlaf wiegen.

Die Sirene des Schiffes, das einmal in der Woche anlegte, Post und Lebensmittel brachte und mit Kopra beladen wieder fortfuhr, war wie ein Mahnruf. Wir überhörten ihn, vergaßen die Zeit und verließen Manahiki erst, als es zu regnen begann. Aber mein Herz war mir nicht schwer. Manahiki oder Tanah Senang, überall war Peter.

Inzwischen ist ein halbes Jahr vergangen. Denke ich an diese Zeit zurück, so erscheint sie mir wie eine einzige Stunde, in der alle Erlebnisse nur einen einzigen Namen trugen: Peter. Selbst wenn ich nicht mit ihm zusammen bin, wenn er wie jetzt, begleitet von seinen Hunden Jim und Jerry,

in der Pflanzung nach dem Rechten sieht, fühle ich seine Nähe. Alles atmet unsere Gemeinsamkeit, unser Glück.

Die Räume, die er mit seiner ersten Frau bewohnte, haben ein anderes Gesicht bekommen. Die meisten Dinge wurden verkauft. Alles sieht heller und freundlicher aus, und Peter behauptet, daß unsere Pflanzung ihren Namen erst jetzt zu Recht trage, Tanah Senang — Zufriedene Erde.

Vor mir auf dem Schreibtisch steht eine Schale mit Blumen. Peter schenkte sie mir zum Geburtstag. Die silberne Schreibgarnitur ist das Hochzeitsgeschenk Konrads. Der Bodhisattva, dessen unergründliches Lächeln mich beim Niederschreiben meiner Geschichte begleitet, stammt von unserem Freunde Tan. Als Konrad ihn sah, stieß er einen Schrei des Entzückens aus. Er wußte sofort, aus welcher Zeit er stammte und in welchem Tempel er ursprünglich zu Hause war. Ich hörte ihm so aufmerksam zu, daß Peter mich später fragte, ob ich es bedauere, daß er nichts davon verstehe. Meine Antwort, daß ich sämtliche Buddhabilder der Welt nicht gegen sein dummes Gesicht eintauschen würde, beruhigte ihn wieder.

Gleich ist es soweit. Immer wieder gleitet mein Blick hinaus in den Garten. Dann wird Peter mit seinem schlaksigen Gang um die Ecke biegen und mit lautem Hallo auf mich zustürmen. Es ist sein Ehrgeiz, mich eher als Jim und Jerry zu erreichen.

Meistens gewinnt er. Dann hebt er mich auf die Arme und trägt mich wie ein Kind durch das ganze Haus. Dabei stößt er ein Geheul aus, als hätte er mich in diesem Augenblick zum erstenmal erobert; als gehörte ich ihm nicht seit Anbeginn meines Lebens.

In drei Tagen hat er Geburtstag. Dann werde ich ihm diese Seiten auf den Tisch legen. Doch ist das, was ich hier aufgeschrieben habe, nur ein Hauch von dem, was ich wirklich empfinde. Denn meine Liebe zu ihm ist wie ein Baum, dessen Blätter, vom Winde angerührt, flüstern, der sein Innerstes aber nie auszudrücken vermag.



Inzwischen hat Peter meine Geschichte gelesen. Er las sie in einer einzigen Nacht. Wir saßen uns gegenüber, und jedesmal, wenn er eine Seite umblätterte, begegnete ich seinen Augen. In ihnen fand ich die Antwort auf alle Fragen, die mich gequält hatten. Sie lautete wie der Titel, den er in seiner steilen Handschrift über die erste Seite geschrieben hat:

G e l i e b t e C o r i n n a .



ROBERT PILCHOWSKI

wurde am 7. April 1909 in Luzern geboren. Seine Mutter ist Schweizerin, sein Vater war Deutscher. Seine ersten lyri-

schen Versuche machte er als Halbwüchsiger, es waren Verse voll Fernweh, voll von Träumen nach fremden Ländern. Aber schon als Neunzehnjähriger reiste er seinen Träumen nach, ging nach Niederländisch-Indien und wurde Teepflanzer. Der Boden hielt ihn nicht. Danach reiste er viel, lernte Länder und Leute kennen, lebte in Britisch-Indien, Afrika, England, Holland und Frankreich. Kurz vor Kriegsausbruch kam er nach Deutschland und wurde Kaufmann in Berlin. Die schriftstellerische Arbeit lief nebenher. Fünf volle Jahre war Pilchowski Soldat. Nach dem Zusammenbruch setzte er sich wieder an den Schreibtisch, reifer jetzt und zielbewußter. Sein erster Roman, der Roman einer großen Liebe, der zwischen Paris und Malakka spielt, brachte ihm die begeisterte Zustimmung von Millionen Lesern ein. „Geliebte Corinna“ steht am Anfang einer hoffnungsvollen Schriftsteller-Laufbahn.

